»[P.G.] sagt, der Ausdruck 'sogenannte Mischlinge' sei allgemein als Zeichen der Ablehnung der 'Apartheid-Terminologie' gebraucht worden. Etwas später behauptet er jedoch, daß die meisten, dem Geist einer im Werden begriffenen Nation entsprechend, für 'Südafrikaner' votieren würden. Aber, Genosse Herausgeber, er sagt uns nicht, wer unserem Land den offiziellen Namen 'Südafrika' gegeben hat. Welche oder wessen Autorität hat das veranlaßt? Es gibt einige, die, in Ablehnung dieser 'Terminologie' das Land 'Azania' nennen (wiederum: unter Berufung auf wessen Autorität?), und vielleicht würden sie den Rest der Bevölkerung als 'sogenannte Südafrikaner' bezeichnen. Doch scheint es so zu sein, daß der Name 'Südafrika' akzeptiert wird, obwohl selbst die Hymne der Buren sich auf *Suid-Afrika* bezieht. Dennoch kommt es mir etwas undemokratisch, um nicht zu sagen anmaßend vor, wenn eine (meinetwegen auch sogenannte) Minderheit das Recht in Anspruch nimmt, sich in der Berechnung ihres eigenen Vorteils als 'südafrikanisch' zu bezeichnen, denn ein solches Recht kommt natürlich nur der Mehrheit zu.

Bedauerlicherweise war mir nicht geläufig (wie P.G. zu sagen scheint), daß der Ausdruck 'Mischlinge' das Ergebnis einer Definition ist, die im Gesetz zur Registrierung der Bevölkerung niedergelegt wurde. Ich wurde lange vorher geboren, von daher muß unser Volk ein bißchen älter sein als das Gesetz. Und wir sollten nicht glauben, daß nur wir all die schrecklichen Erfahrungen erlitten haben, die P.G. beschreibt (Trennung der Familien, Verachtung usw.). Gemischtrassige oder marginale Gemeinschaften in anderen Teilen der Welt sind ähnlichen Leiden und Drangsalierungen ausgesetzt.

Nun sagt P.G. sogar, daß weder das Wort 'sogenannt', noch der Ausdruck 'Mischlinge' gut genug sei, und das, Genosse Herausgeber, trägt zu meiner weiteren Verwirrung bei. Doch was uns 'seit Jahren heimsucht' ist nicht, daß wir Mischlinge genannt werden, es ist vielmehr die Behandlung, die unserem Volk widerfuhr und widerfährt, unabhängig davon, wie es bezeichnet wird. Genau das gleiche gilt für die Ausdrücke 'Asiaten' oder 'Inder', die ja auch für sich noch keine Heimsuchung darstellen. ... Während ich geduldig auf das Ergebnis von P.G.s 'Massendiskussion' warte, möchte ich doch gern immer noch wissen, was ich heute bin. Nenne mich also, Genosse Herausgeber, wie zum Teufel du willst, aber nenne mich um Gotteswillen nicht 'sogenannt'.«

Ich habe diesen Briefwechsel in einiger Ausführlichkeit zitiert, um zum einen zu zeigen, daß auch die freundschaftlichste Diskussion sehr leidenschaftlich geführt werden kann, und um zum zweiten deutlich zu

machen, wie schwierig es ist, logische oder historische Gründe zur Lösung des Problems in Anschlag zu bringen. Gibt es ein Volk von Mischlingen oder eine nationale Minderheit von Mischlingen oder eine ethnische Gruppe von Mischlingen? Hat es so etwas je gegeben? Man kann nur sagen, daß einige Menschen dies für die Gegenwart und/oder die Vergangenheit bejahen, andere dies verneinen. Wieder andere sind unentschieden und einige kennen die Kategorie überhaupt nicht.

Und was folgt nun daraus? Wenn es ein solches essentielles Phänomen wie ein Mischlingsvolk gibt, sollten wir uns über seine Parameter verständigen können. Doch wenn wir herausfinden, daß wir uns nicht darüber verständigen können, ob und inwiefern der Name »Mischlinge« ein »Volk« bezeichnet, ja, ob und inwiefern überhaupt irgendein Name ein Volk bezeichnet, dann liegt das möglicherweise daran, daß der Begriff des Volkes nicht nur ein Konstrukt ist, sondern überdies eines, das in jedem konkreten Fall seine Grenzen fortwährend verändert. Vielleicht ist ein Volk etwas, von dem man annimmt, daß es keine feste Form besitzt. Doch wenn das so ist, warum wird dann die Diskussion so leidenschaftlich geführt? Vielleicht bemerkt keiner den ständigen Wechsel der Form. Dann aber wären wir auf ein höchst eigenartiges Phänomen gestoßen — auf eines nämlich, zu dessen hauptsächlichen Charakterzügen die Wirklichkeit des Formenwechsels und die Verleugnung dieser Wirklichkeit gehören. Das alles ist sehr kompliziert, ja geradezu bizarr! Wo liegen in dem historischen System, in welchem wir situiert sind, die Ursachen für einen so merkwürdigen gesellschaftlichen Vorgang? Vielleicht gibt es noch einige Quarks zu entdecken.

Ich will dies Problem Schritt für Schritt angehen. Zuerst wollen wir uns einen kurzen Überblick über das verschaffen, was die Sozialwissenschaft zum Begriff des Volkes zu sagen hat. Danach werden wir uns die Strukturen und Prozesse dieses historischen Systems ansehen, um herauszufinden, wo die Ursachen für die Entstehung eines solchen Begriffs liegen. Schließlich wollen wir einige begriffliche Neuformulierungen erwägen, die vielleicht von Nutzen sein können.

Beginnen wir mit der Literatur der historisch orientierten Sozialwissenschaften. Hier taucht der Ausdruck »Volk« nicht allzu häufig auf; die drei meistverwendeten Begriffe sind vielmehr »Rasse«, »Nation« und »ethnische Gruppe«. Dabei handelt es sich offensichtlich um verschiedene Gestalten von »Völkern« in der modernen Welt. Der letzte dieser drei Termini ist der jüngste; er hat letzten Endes den vorher weitverbreiteten Begriff der »Minderheit« ersetzt. Natürlich gibt es zu

jedem dieser Begriffe viele Varianten, dennoch meine ich, daß es sich hierbei in statistischer wie logischer Hinsicht um drei Begriffe handelt, die sich auf eine je bestimmte Seinsweise beziehen.

»Rasse« gilt im allgemeinen als eine genetische Kategorie; eine Rasse hat, so nimmt man an, eine sichtbare physische Form. Über die Namen und Charakterzüge von Rassen hat es während der letzten 150 Jahre eine Vielzahl von gelehrten Diskussionen gegeben, die ebenso berühmt wie (in vielerlei Hinsicht) berüchtigt sind. — »Nation« wird im allgemeinen für eine soziopolitische Kategorie gehalten; eine Nation hängt auf irgendeine Weise mit den tatsächlichen oder möglichen Grenzen eines Staates zusammen. — Der Ausdruck »ethnische Gruppe« gilt im allgemeinen als eine Kategorie des Kulturellen; eine ethnische Gruppe, so wird gesagt, ist durch eine Kontinuität von Verhaltensweisen gekennzeichnet, die von Generation zu Generation weitergegeben werden, und die theoretisch normalerweise *nicht* mit Staatsgrenzen zusammenhängen.

Natürlich werden diese drei Begriffe auf unglaublich inkonsistente Art und Weise verwendet, gar nicht zu reden von der Vielzahl der anderen im Gebrauch befindlichen Begriffe. (Wir haben bereits in der oben angeführten Diskussion gesehen, daß jemand von einer »nationalen Minderheit« spricht, wo andere vielleicht die Bezeichnung »ethnische Gruppe« verwenden würden.) Die meisten Menschen, die sich dieser Begriffe bedienen, verwenden sie (und zwar alle drei), um ein bestimmtes dauerhaftes Phänomen zu bezeichnen, das dank seiner Kontinuität nicht nur einen starken Einfluß auf alltägliche Verhaltensformen ausübt, sondern auch eine Grundlage für tagespolitische Forderungen bietet. Mit anderen Worten: ein »Volk« existiert oder handelt aufgrund entweder seiner genetischen Eigenschaften oder seiner soziopolitischen Geschichte oder seiner durch »Tradition« vermittelten Normen und Werte.

Worin liegt der hauptsächliche Zweck dieser Kategorien? Sie ermöglichen uns, so scheint es, Behauptungen aufzustellen, die sich gegen die manipulierbaren »rationalen« Prozesse der Gegenwart auf die Vergangenheit beziehen und dort ihre Grundlage finden. Mit Hilfe dieser Kategorien können wir erklären, warum die Dinge so und nicht anders sind und nicht verändert werden sollten, oder warum sie so und nicht anders sind und nicht verändert werden können. Umgekehrt können wir sie auch verwenden, um zu erklären, warum die gegenwärtigen Strukturen im Namen tieferer und älterer (und von daher legitimerer) gesellschaftlicher Realitäten überwunden werden sollten. Die zeitliche Dimension des Vergangenen ist ein dem Begriff »Volk« zentrales und ihm innewohnendes Moment.

Warum wünscht man sich oder braucht man eine Vergangenheit, eine »Identität«? Es ist überaus sinnvoll, diese Frage zu stellen, und bisweilen geschieht das auch. So empfiehlt etwa der weiter oben zitierte P.G., die Bezeichnung »Mischlinge« zugunsten der umfassenderen Kategorie »Südafrikaner« fallenzulassen und sagt dann: »Wenn man wirklich noch eine Nebenidentität zur südafrikanischen benötigt ...«. »Wenn« impliziert »warum«.

Das Vergangene ist ein Modus, durch den Personen dazu gebracht werden, in der Gegenwart auf eine Weise zu handeln, in der sie sonst vielleicht nicht gehandelt hätten. Es ist ein Werkzeug, das die Menschen gegen einander einsetzen. Es ist ein vorrangiges Moment in der Sozialisation von Individuen, in der Aufrechterhaltung von Gruppensolidarität, und es dient dazu, gesellschaftliche Legitimationsformen aufzubauen oder in Frage zu stellen. Das Vergangene ist von daher zu allererst ein moralisches, mithin ein politisches, und immer ein zeitgenössisches Phänomen. Darum sind seine Strukturen auch so labil. Denn die wirkliche Welt verändert sich fortwährend und mit ihr notwendigerweise das, was für die zeitgenössische Politik von Bedeutung ist. Notwendigerweise verändert sich also auch der Gehalt des Vergangenen fortwährend. Da aber das Vergangene per definitionem eine Fest-stellung der unveränderlichen Vergangenheit ist, kann nicht zugegeben werden, daß eine bestimmte Vergangenheit sich je verändert hat oder möglicherweise verändern könnte. Die Vergangenheit gilt für gewöhnlich als etwas, das unwiderruflich ist; eine in Stein gemeißelte Schrift. Für die wirkliche Vergangenheit gilt das zweifellos. Die gesellschaftliche Vergangenheit aber, d.h. die Art und Weise, wie wir die wirkliche Vergangenheit verstehen, ist bestenfalls eine in Lehm gezeichnete Inschrift.

Da dies nun einmal so ist, macht es kaum einen Unterschied, ob wir das Vergangene auf der Grundlage genetisch konstanter Gruppen (Rassen), geschichtlich lokalisierter soziopolitischer Gruppen (Nationen) oder kultureller Gruppen (ethnischer Gruppen) definieren. Es sind alles Konstruktionen, die mit dem Begriff des Volkes zusammenhängen, es sind Konstruktionen, um sich das Vergangene zu erfinden, es sind zeitgenössische politische Phänomene. Wenn dem jedoch so ist, dann stehen wir erneut vor einem analytischen Rätsel. Warum gibt es drei Kategorien, wo doch eine einzige ausgereicht hätte? Für die Aufspaltung einer logischen in drei gesellschaftliche Kategorien muß es irgendeinen Grund geben. Wir müssen nur die historische Struktur der kapitalistischen Weltwirtschaft betrachten, um ihn zu finden.

Jede dieser drei Kategorien hängt mit einem der strukturellen Grundzüge der kapitalistischen Weltwirtschaft zusammen. Der Begriff der »Rasse« ist auf die horizontale Arbeitsteilung in der Weltwirtschaft, auf die Antinomie von Zentrum und Peripherie bezogen. Der Begriff der »Nation« ist auf den politischen Überbau dieses historischen Systems bezogen, auf die souveränen Staaten, die das internationale Staatensystem bilden und sich von ihm herleiten. Der Begriff der »ethnischen Gruppe« ist auf die Entstehung von Haushaltsstrukturen bezogen, die innerhalb der Kapitalakkumulation dafür sorgen, daß beträchtliche Kontingente an nicht entlohnter Arbeit aufrechterhalten werden. Keine der drei Kategorien bezieht sich direkt auf soziale Klassen, was seinen Grund darin hat, daß »Klasse« und »Volk« auf zwei senkrecht zueinander stehenden Ebenen verortet sind. Darin liegt, wie wir noch sehen werden, einer der Widersprüche dieses historischen Systems.

Die horizontale Arbeitsteilung innerhalb der Weltwirtschaft hat eine räumliche Arbeitsteilung hervorgebracht, für die die Antinomie von Zentrum und Peripherie konstitutiv ist. Dabei handelt es sich um zwei relationale Begriffe, die mit der strukturellen Differenz von Produktionskosten zusammenhängen. Ein Grundmerkmal dieses antinomischen Verhältnisses bilden die unterschiedlichen Produktionsprozesse in weit von einander entfernten Regionen, wobei dies Merkmal weder notwendig noch konstant sein muß, im wesentlichen aber den Normalfall darstellt. Dafür gibt es verschiedene Gründe. In dem Maße, in dem Länder der Peripherie die Produktion von Rohmaterialien betreiben — ein historisches Faktum, dem heute jedoch weniger Bedeutung zukommt als in früheren Zeiten —, unterliegt die geographische Um- oder Neuverteilung solcher Produktionsprozesse bestimmten Beschränkungen, die mit Umweltbedingungen (Kultivierung von Pflanzen usw.) oder mit geologischen Mineralvorkommen zusammenhängen. Ein weiterer Punkt: Insofern in der Aufrechterhaltung einer Reihe von Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie politische Elemente eine Rolle spielen, erleichtert die Tatsache, daß Produkte in einer Warenkette politische Grenzen überschreiten, die notwendigen politischen Prozesse, weil die Transitkontrolle zu den bedeutendsten Formen realer Machtausübung gehört, die den Staaten zur Verfügung stehen. Drittens unterscheiden sich die Staaten, in denen sich für das Zentrum typische Prozesse konzentrieren, von jenen, die durch periphere Prozesse geprägt sind. Daraus erwachsen je unterschiedliche binnenpolitische Strukturen, und diese Differenz wird wiederum zum hauptsächlichen Bollwerk, mittels dessen das auf Ungleichheit beruhende

internationale Staatensystem, das die horizontale Arbeitsteilung verwaltet und aufrechterhält, verteidigt werden kann.

Mit einfachen Worten: Nach einer gewissen Zeit stellt sich eine Situation her, in der einige Regionen zu den hauptsächlichen Trägern der für das Zentrum typischen Produktionsprozesse werden, während sich in anderen die als peripher definierbaren Produktionsprozesse konzentrieren. Zwar ist der Grad dieser Polarisierung zyklischen Schwankungen ausgesetzt, doch ist erkennbar, daß die Kluft im Lauf der Zeit immer größer wird. Diese weltweite Ausdifferenzierung von Regionen vollzog sich in der politischen Form einer zunächst eurozentrischen kapitalistischen Weltwirtschaft, die schließlich zur global vorherrschenden wurde. Dies Phänomen wurde als die »Expansion Europas« bezeichnet.

In der Evolution der Menschheitsgattung gab es, noch vor der Entstehung der ersten bäuerlichen Siedlungsformen, eine Periode, in der die genetischen Varianten so verteilt waren, daß zu Beginn der Entwicklung der kapitalistischen Weltwirtschaft die regional je unterschiedlichen genetischen Typen beträchtlich homogener waren als sie es heute sind.

Als die zunächst vorwiegend in Europa lokalisierte kapitalistische Weltwirtschaft zu expandieren begann, als die Konzentration der für Zentrum und Peripherie typischen Produktionsprozesse sich in zunehmendem Maße geographisch ausdifferenzierte, schlugen sich allmählich »rassische« Kategorien in bestimmten Kennzeichnungen nieder. Es mag nicht von der Hand zu weisen sein, daß es umfassende Reihen von genetischen Merkmalen gibt, die von Person zu Person beträchtlich variieren. Keineswegs aber müssen diese Merkmale so kodiert werden, daß sie in drei, fünf oder fünfzehn verdinglichte Gruppierungen zerfallen, die wir »Rassen« nennen. Die Anzahl der Kategorien, ja die Tatsache der Kategorisierung selbst, ist ein Akt gesellschaftlicher Entscheidung. Es läßt sich beobachten, daß die Anzahl der Kategorien desto geringer wurde, je mehr die Polarisierung zunahm. Als W.E.B. Du Bois im Jahre 1900 sagte, das »Problem des zwanzigsten Jahrhunderts [sei] das Problem der Grenze zwischen den [Haut-]Farben«, bezog er sich im Endeffekt auf den Unterschied zwischen Weißen und Nicht-Weißen.

»Rasse« (und von daher auch Rassismus) ist Ausdruck, Antrieb und Folge der geographischen Konzentrationen, die mit der horizontalen Arbeitsteilung zusammenhängen. Diese Tatsache ist in geradezu atemberaubender Weise durch eine Entscheidung des südafrikanischen Staates verdeutlicht worden, der seit einigen Jahrzehnten die japanischen

Geschäftsleute, die das Land besuchen, nicht (wie die dort ansässigen Chinesen) als Asiaten, sondern als »Weiße ehrenhalber« bezeichnet. In einem Land, dessen Gesetze sich doch auf die Dauerhaftigkeit genetischer Kategorien gründen sollen, stellt die Genetik offensichtlich die Realitäten der Weltwirtschaft in Rechnung. Solche absurden Entscheidungen sind nicht auf Südafrika beschränkt. Man hat sich dort nur selbst ein Bein gestellt, indem man die Absurditäten schwarz auf weiß festschrieb.

Doch benutzen wir zur Bezeichnung sozialer Identität nicht nur die Kategorie der Rasse, sondern, weil das nicht ausreicht, auch noch die der Nation. Wie schon gesagt, leitet sich diese Kategorie von den *politischen* Strukturierungen des Weltsystems ab. Die Staaten, die heute einen Sitz in den Vereinten Nationen haben, sind alle Schöpfungen des modernen Weltsystems. Die meisten von ihnen waren vor ein oder zwei Jahrhunderten noch nicht einmal dem Namen nach, geschweige denn als Verwaltungseinheit existent. Es gibt einige wenige — sehr viel weniger als man annehmen könnte —, die sich als Namen und als kontinuierliche Verwaltungseinheiten in einer geographisch einigermaßen stabilen Fixierung bis zu einer Epoche vor dem Jahre 1450 zurückverfolgen lassen: Frankreich, Rußland, Portugal, Dänemark, Schweden, die Schweiz, Marokko, Japan, China, Iran, Äthiopien sind vielleicht die am wenigsten zweideutigen Fälle. Doch selbst hier ließe sich behaupten, daß diese Staaten als moderne souveräne Gebilde erst mit der Entstehung des gegenwärtigen Weltsystems eine Existenz im eigentlichen Sinne erlangten. Für einige andere moderne Staaten läßt sich eine eher diskontinuierliche Geschichte nachweisen, in der ein Name verwendet wird, um eine bestimmte Region zu beschreiben, dies gilt zum Beispiel für Griechenland, Indien und Ägypten. Was etwa die Türkei, Deutschland, Italien und Syrien angeht, so bewegen wir uns auf noch dünnerem Eis. Wenn wir 1450 als Ausgangspunkt nehmen, so sehen wir, daß viele staatliche Einheiten, die damals existierten — wie etwa die burgundischen Niederlande, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das Reich der Moguln — sich heute in jeweils mindestens drei souveräne Staaten dissoziiert haben, die beanspruchen können, auf irgendeine politische, kulturelle und räumliche Weise von den alten Einheiten abzustammen.

Und bedeutet die Tatsache, daß sich drei Staaten aus einer Einheit entwickelt haben, daß es nun auch drei Nationen gibt? Gibt es heute eine belgische, eine holländische, eine luxemburgische Nation? Die meisten Beobachter scheinen davon auszugehen. Und wenn das so ist, liegt das nicht daran, daß *zuerst* ein holländischer, ein belgischer, ein

luxemburgischer Staat in Erscheinung trat? Ein systematischer Blick auf die Geschichte der modernen Welt wird, so denke ich, zeigen, daß in den allermeisten Fällen der Staat der Nation voranging, auch wenn ein weitverbreiteter Mythos das Gegenteil behauptet.

Natürlich erhoben sich, als das internationale Staatensystem zu funktionieren begann, in vielen Regionen nationalistische Bewegungen, die die Schaffung neuer souveräner Staaten forderten, und bisweilen haben diese Bewegungen ihr Ziel erreicht. Doch sind hier zwei Bemerkungen erforderlich. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen entstanden diese Bewegungen in bereits festgelegten und eingegrenzten Verwaltungseinheiten. Von daher könnte man behaupten, daß der Bewegung ein — wenn auch noch nicht unabhängiger — Staat voranging. Und zweitens läßt sich darüber streiten, wie tief der Gedanke der Nation im allgemeinen Gefühl verwurzelt war, bevor der Staat seine Existenz erlangte. Nehmen wir etwa den Fall des sahrouischen Volkes. Gibt es eine sahrouische Nation? Wenn man die nationale Befreiungsbewegung *Polisario* fragt, so wird die Frage mit dem Hinweis bejaht werden, es habe seit tausend Jahren eine solche Nation gegeben. Wenn man die Marokkaner fragt, so werden sie die Existenz dieser Nation schlichtweg abstreiten und behaupten, daß die in der ehemaligen Kolonie Spanisch-Sahara lebenden Menschen immer ein Teil der marokkanischen Nation gewesen sind. Wie läßt sich diese Differenz geistig bewältigen? Sie läßt sich *geistig* überhaupt nicht bewältigen. Wenn die *Polisario* im Jahre 2000 (oder zwanzig Jahre später) den gegenwärtigen Krieg gewinnt, wird es eine sahrouische Nation gegeben haben. Und wenn Marokko den Sieg davonträgt, wird es sie nicht gegeben haben. Im Jahre 2100 wird die Geschichtsschreibung die Frage für entschieden halten, oder, mit größerer Wahrscheinlichkeit, immer noch für eine, die sich nicht stellt.

Warum sollte die Etablierung eines bestimmten souveränen Staates innerhalb des internationalen Staatensystems eine dem Staat entsprechende »Nation« oder ein entsprechendes »Volk« hervorbringen? Die Antwort darauf ist relativ einfach, denn die Gründe dafür sind evident. In diesem System haben es Staaten schwer, ihren inneren Zusammenhalt zu gewährleisten. Ein einmal als souverän anerkannter Staat wird in der Folge häufig von innerer Desintegration wie auch äußerer Aggression bedroht. Diese Bedrohung lassen sich in dem Maße vermindern, in dem ein »Nationalgefühl« sich entwickelt. Die an der Macht befindlichen Regierungen haben ein Interesse daran, dies Gefühl zu fördern, und das gleiche gilt für alle möglichen Untergruppen innerhalb des Staates. Jede Gruppe, die einen Vorteil darin sieht, sich

der rechtlich fixierten Machtstrukturen des Staates zu bedienen, um ihre Interessen gegen außerstaatliche oder gegen regionale Gruppierungen durchzusetzen, wird die Förderung nationaler Gefühle zur Legitimierung eigener Ansprüche betreiben. Des weiteren haben die Staaten ein Interesse an einer einheitlich ausgerichteten Verwaltung, die die Wirksamkeit ihrer politischen Maßnahmen erhöht. Dergestalt ist der Nationalismus Ausdruck, Antrieb und Folge solcher auf der Ebene des Staates sich vollziehenden Vereinheitlichungen.

Ein weiterer, noch wichtigerer Grund für das Entstehen nationalistischer Bestrebungen ist der folgende. Das internationale Staatensystem ist mehr als eine bloße Ansammlung sogenannter souveräner Staaten. Es ist ein hierarchisches System mit einer stabilen, aber zugleich veränderbaren Hackordnung. Das heißt, allmähliche Verschiebungen in der Rangordnung sind nicht nur möglich, sondern historisch die Regel. Genau diese stabilen, signifikanten und zugleich wandelbaren Strukturen der Ungleichheit sind es nun, die zu Ideologien führen, deren Fähigkeit darin besteht, sowohl einen hohen Rang zu rechtfertigen als auch einen niederen Rang in Frage zu stellen. Solche Ideologien nennen wir nationalistisch. Wenn ein Staat keine Nation ist, so steht er damit außerhalb der Hackordnung und des Kampfes um die Beibehaltung oder Veränderung von Rangfolgen. Doch dann wäre dieser Staat kein Bestandteil des internationalen Staatensystems. Politische Einheiten, die außerhalb und/oder vor der Entwicklung des internationalen Staatensystems als politischem Überbau einer kapitalistischen Weltwirtschaft existierten, brauchten keine »Nationen« zu sein, und sie waren es auch nicht. Da wir irreführenderweise für die Beschreibung sowohl dieser politischen Einheiten als auch für die innerhalb des internationalen Systems entstandenen Staaten das gleiche Wort (nämlich »Staat«) benutzen, entgeht uns oftmals das offensichtlich unvermeidliche Bindeglied zwischen der Staatlichkeit dieser späteren »Staaten« und ihrer Konstruktion als Nationen.

Wir können nun die Frage beantworten, warum es zweier Kategorien — »Rasse« und »Nation« — statt einer bedarf. Rassische Kategorisierungen dienten in erster Linie als Ausdrucks- und Unterstützungsformen der Antinomie von Zentrum und Peripherie, wohingegen nationale Kategorisierungen ursprünglich als Ausdrucksform des Wettbewerbs zwischen den Staaten entstanden. Sie zeigten, im Gegensatz zur gröberen rassischen Klassifikation, die langsamen, aber regelmäßigen Verschiebungen in der hierarchischen Ordnung und damit die genauen Abstufungen der Vorteile innerhalb des Systems an. Stark vereinfachend ließe sich sagen, daß durch »Rasse« und Rassismus

jeweils die Regionen des Zentrums und die der Peripherie in ihrem Kampf gegeneinander vereint werden, wohingegen durch »Nation« und Nationalismus die Regionen des Zentrums und die der Peripherie innerhalb der jeweiligen Region voneinander getrennt werden. Dabei spielt die vielschichtigere, auf der intra- wie auch der interregionalen Ebene angesiedelte Konkurrenz um die Rangordnung die entscheidende Rolle. Beide Kategorien drücken den Anspruch auf Vorteilsrechte in der kapitalistischen Weltwirtschaft aus.

Als wenn dies alles nicht genug wäre, haben wir noch die Kategorie der ethnischen Gruppe (die früher als Minderheit bezeichnet wurde) entwickelt. Damit es Minderheiten geben kann, muß es eine Mehrheit geben. Das heißt nicht, daß der Minderheitenstatus notwendigerweise auf arithmetischen Berechnungen basieren muß (die Sozialwissenschaft weiß das seit langem); es geht hier vielmehr um den Grad von gesellschaftlicher Macht, der zur Verfügung steht. Numerische Mehrheiten können in gesellschaftlicher Hinsicht Minderheiten darstellen. Der Gradmesser für diese gesellschaftliche Macht ist natürlich nicht das Weltsystems als ganzes, sondern der jeweils einzelne Staat. In der Praxis ist daher der Begriff »ethnische Gruppe« ebenso wie der Begriff »Nation« an Staatsgrenzen gebunden, obwohl dies de facto in der Definition nicht eingeschlossen ist. Der Unterschied liegt nur darin, daß ein Staat gewöhnlicherweise *eine* Nation und *viele* ethnische Gruppen in sich beschließt.

Das kapitalistische System beruht nicht nur auf der dauerhaften und grundlegenden Antinomie von Kapital und Arbeit, sondern auch auf einer vielschichtigen Hierarchie innerhalb des Arbeitssektors selbst. Diese Hierarchie besteht darin, daß, ungeachtet der auf dem Transfer von Mehrwert beruhenden Ausbeutung von Arbeit überhaupt, einige Arbeiter einen größeren Anteil des von ihnen geschaffenen Mehrwerts »verlieren« als andere. Die Schlüsselinstitution, die dies ermöglicht, ist der Haushalt von Lohnarbeitenden, die nur zeitweise beschäftigt und entlohnt werden. Diese Haushalte sind so konstruiert, daß die Lohnarbeitenden ein Stundenentgelt erhalten, welches, proportional umgerechnet, unter den Reproduktionskosten der Arbeitskraft liegt. Diese Institution ist weit verbreitet, sie umfaßt die Mehrzahl der lohnabhängig Beschäftigten in der Welt. Ich will hier nicht die Begründungen für diese Analyse wiederholen, die ich anderenorts gegeben habe, sondern möchte nur die Konsequenzen diskutieren, die sich in Hinsicht auf die Konstruktion von »Volk« daraus ergeben. Wo immer sich Lohnarbeitende in verschiedenen Formen von Haushaltsstrukturen befinden, von den höher bezahlten Arbeitern und Arbeiterinnen »proletarisierter«

Haushalte bis zu den geringer entlohnten, die in »halbproletarisierten« Haushalten situiert sind, bemerken wir gewöhnlicherweise, daß diese verschiedenen Haushaltsstrukturen in »Gemeinschaften« angesiedelt sind, die »ethnische Gruppen« genannt werden. Das heißt, daß innerhalb gegebener Staatsgrenzen die »Ethnisierung« der Arbeiterschaft mit einer Lohn- und Beschäftigungshierarchie Hand in Hand geht. Selbst wenn es (wie im heutigen Südafrika oder vor geraumer Zeit in den Vereinigten Staaten) keine umfassenden gesetzlichen Rahmenbedingungen gibt, die so etwas erzwingen, hat es immer und überall eine sehr hohe Korrelation zwischen Ethnizität und beruflicher Beschäftigung gegeben, vorausgesetzt, man versteht »Beschäftigung« in einem weiten und nicht in einem engen Sinn.

Die Ethnisierung der Kategorien beruflicher Tätigkeit scheint verschiedene Vorteile mit sich zu bringen. Wir können davon ausgehen, daß unterschiedliche Produktionsverhältnisse unterschiedliche normalisierte Verhaltensweisen seitens der Arbeitskräfte erfordern. Diese Verhaltensweisen müssen, da sie de facto nicht genetisch vorgeprägt sind, gelehrt und gelernt werden, und genau das soll der Prozeß der Sozialisierung leisten. Von daher läßt sich die »Kultur« einer ethnischen Gruppe als jenes System von Regeln verstehen, das die zu dieser Gruppe gehörenden Eltern dazu zwingt, ihre Kinder den vorgegebenen Regeln entsprechend zu sozialisieren. Natürlich sind auch der Staat oder das Schulsystem dazu in der Lage. Aber für gewöhnlich möchten sie es vermeiden, diese besondere Funktion alleine oder allzu offen zu erfüllen, weil es die Auffassung von der »nationalen« Gleichheit aller Individuen verletzen würde. Die wenigen Staaten, die so etwas befürworten, sind konstantem Druck ausgesetzt, damit sie diese verletzenden Maßnahmen zurücknehmen. Doch ist den ethnischen Gruppen die jeweils unterschiedliche Sozialisierung ihrer Mitglieder nicht nur als *Möglichkeit* anheimgestellt; vielmehr *definiert* sich eine ethnische Gruppe durch ihre bestimmten Sozialisierungsmechanismen. Was für den Staat als illegitim sich verbietet, kommt dergestalt durch die Hintertür wieder herein — als »freiwilliges« Gruppenverhalten, mittels dessen eine soziale »Identität« verteidigt wird.

Von daher ist diese Struktur dafür geeignet, die hierarchische Realität des Kapitalismus auf eine Weise zu legitimieren, die eine seiner allgemein befürworteten Prämissen — die formelle Gleichheit vor dem Gesetz — nicht in Frage stellt. Hier könnten die Quarks sein, nach denen wir gesucht haben. Die Ethnisierung oder der Begriff des Volks löst einen der fundamentalen Widersprüche des Kapitalismus: sein Bestreben, die Gleichheit in der Theorie mit der Ungleichheit in der

Praxis zu vereinen. Und er erreicht dies, indem er sich die Mentalitäten der arbeitenden Schichten in der Welt zunutze macht.

Damit erweist sich die Labilität der Kategorien, mit deren Hilfe ein »Volk« konstruiert wird, als ein Element von entscheidender Bedeutung. Denn der Kapitalismus als historisches System erfordert nicht nur die fortwährende Ungleichheit, sondern auch die fortwährende Neuformierung ökonomischer Prozesse. Was heute noch eine bestimmte Anordnung hierarchischer Gesellschaftsverhältnisse gewährleisten mag, kann sich morgen schon als dysfunktional erweisen. Die Verhaltensweisen der Lohnabhängigen müssen sich verändern, ohne daß dadurch die Legitimation des Systems untergraben wird. Dabei ist das ständig wiederkehrende Entstehen, Formieren und Verschwinden ethnischer Gruppen ein wertvolles Instrument, um den Gang der ökonomischen Maschinerie geschmeidig zu halten.

Der Begriff des Volkes ist eine überaus wichtige institutionelle Konstruktion des historischen Kapitalismus, eine seiner Hauptsäulen, die mit der zunehmenden Dichte des Systems in ihrer Tragfähigkeit immer wichtiger geworden ist. In diesem Sinne erfüllt der Begriff des Volkes eine ähnliche Funktion wie eine andere Hauptsäule des Systems, die der Begriff des souveränen Staates darstellt. Diesen grundlegenden *Gemeinschaften* (i.O. dt., d.Ü.), welche sich in unserer welthistorischen *Gesellschaft* (i.O. dt., d.Ü.), der kapitalistischen Weltwirtschaft, herausgebildet haben, fühlen wir uns immer mehr und nicht weniger zugehörig.

Verglichen mit dem Begriff des Volkes sind, wie Weber und Marx sehr wohl wußten, Klassen völlig anders geartete Konstruktionen. Es sind »objektive«, d.h. analytische Kategorien; Aussagen über Widersprüche innerhalb eines historischen Systems, und keine Beschreibungen von sozialen Gemeinschaften. Das Problem besteht darin, ob und unter welchen Umständen sich eine Klasse als Gemeinschaft herausbilden kann. Das ist die berühmte Unterscheidung zwischen der *Klasse an sich* und der *Klasse für sich*. Eine *Klasse für sich* ist immer eine sehr flüchtige Entität gewesen.

Das hat seinen Grund, wie wir abschließend sagen wollen, vielleicht darin, daß die verschiedenen Konstruktionen von »Volk« — die Rassen, die Nationen, die ethnischen Gruppen — so überaus stark (wenn auch nicht vollständig) der »objektiven Klasse« korrelieren. Die Folge war, daß ein sehr großer Teil der klassengebundenen politischen Tätigkeit in der modernen Welt die Form einer an den Begriff des Volkes gebundenen Tätigkeit angenommen hat. Der Prozentsatz wird noch höher sein als für gewöhnlich angenommen, wenn wir die sogenannten

»reinen« Arbeiterorganisationen näher ins Auge fassen, deren implizite und faktische Grundlage häufig genug auf die Idee des »Volkes« sich bezog, auch wenn sie sich einer ganz und gar klassengebundenen Terminologie bedienten.

Seit mehr als hundert Jahren beklagt die Linke in der ganzen Welt das Dilemma, daß die Arbeiterschaft sich allzu häufig als »Volk« organisiert hat. Dies Dilemma läßt sich jedoch nicht lösen, weil es aus den Widersprüchen des Systems selbst erwächst. Es gibt keine politische Tätigkeit einer *Klasse für sich*, die nicht in irgendeiner Weise auf den Begriff des Volkes zurückgreifen müßte. Das manifestiert sich in den sogenannten nationalen Befreiungsbewegungen ebenso wie in den neuen sozialen Bewegungen und den antibürokratischen Bewegungen der sozialistischen Länder.

Vielleicht wäre es sinnvoller, den Begriff des Volkes seiner Bedeutung gemäß zu verstehen. Es handelt sich dabei in keiner Weise um eine ursprüngliche und stabile gesellschaftliche Realität, sondern um ein vielschichtiges und formbares historisches Produkt der kapitalistischen Weltwirtschaft, das den antagonistischen Kräften als Kristallisationspunkt ihrer Kämpfe und Auseinandersetzungen dient. Wir können innerhalb dieses Systems den Begriff des Volkes nicht einfach eliminieren oder ihm eine Nebenrolle zuweisen. Andererseits sollten wir uns auch nicht durch die ihm zugeschriebenen Tugenden einlullen lassen, weil wir sonst blind werden für die Art und Weise, in der er das bestehende System legitimiert. Was wir näher analysieren müssen, sind die möglichen Richtungen, in die der Begriff des Volkes uns durch seine ständig wachsende Bedeutung für dies historische System drängt, bis wir an der Gabelung angekommen sind und im ungewissen Prozeß des Übergangs von unserem gegenwärtigen historischen System zu dem (oder denen), die es ersetzen werden, die möglichen Alternativen erblicken können.

Anmerkung

1 Im Original heißt es: »I have noticed now in speeches, articles, interviews etc. in *Sechaba*, that I am called 'so-called Coloured' (sometimes with a small 'c').« Dies Changieren zwischen Substantiv und Adjektiv *(Coloured/coloured)* läßt sich im Deutschen nicht adäquat wiedergeben und somit auch nicht das Changieren der Bedeutungen. De facto bezeichnet die Differenz einen Unterschied in der gesellschaftlichen Anerkennung; üblicherweise werden im Englischen die Namen aller Gruppierungen, Völker usw. als Eigennamen behandelt und auch dann groß geschrieben, wenn es sich um eine adjektivische Form handelt. Die Kleinschreibung ist dann als pejorative, abwertende Haltung zu verstehen. (A.d.Ü.)

Kapitel 5

Die Nation-Form: Geschichte und Ideologie

Etienne Balibar

»... eine 'Vergangenheit', die niemals gegenwärtig gewesen ist, und die es niemals sein wird.«
Jacques Derrida, Randgänge der Philosophie

Die Geschichte der Nationen, angefangen bei der unsrigen, liegt uns immer schon in der Form eines Berichts vor, der ihnen die Kontinuität eines fortlaufenden Handlungsstrangs verleiht. So stellt sich die Bildung der Nation als die Realisierung eines säkularen »Projekts« dar, von Etappen und Bewußtwerdungsprozessen gekennzeichnet, die durch die Stellungnahmen der Historiker eine mehr oder weniger entscheidende Bedeutung erhalten (wo liegen die Ursprünge Frankreichs? bei den gallischen Vorfahren? in der Monarchie der Kapetinger? in der Revolution von 1789? usw.), aber alle ein und demselben Schema entsprechen: der Selbstentfaltung des nationalen Wesens. Eine solche Darstellung ist zwar eine retrospektive Illusion, aber sie bringt auch zwingende institutionelle Realitäten zum Ausdruck. Die Illusion ist eine zweifache. Sie besteht einmal in der Annahme, daß sich die Generationen, die jahrhundertelang auf einem annähernd gleichbleibenden Territorium unter einer annähernd einheitlichen Bezeichnung aufeinander gefolgt sind, eine unveränderliche Substanz übermittelt haben. Und sie besteht außerdem in der Überzeugung, daß die Entwicklung, deren Elemente wir im nachhinein so anordnen, daß wir uns selbst als ihr Resultat begreifen, die einzig mögliche war, daß sie schicksalhaft war. Projekt und Schicksal sind die beiden symmetrischen Figuren der Illusion über die nationale Identität. Die »Franzosen« von 1988 — von denen mindestens jeder dritte einen »ausländischen« Vorfahren hat[1] — sind mit den Untertanen Ludwigs des Vierzehnten (von den Galliern gar nicht zu sprechen) kollektiv nur durch eine Folge von zufälligen Ereignissen verbunden, deren Ursachen nichts mit dem Schicksal »Frankreichs«, dem Projekt »seiner Könige« oder den Bestrebungen »seines Volkes« zu tun haben.

Aber diese Kritik darf uns nicht den Blick für die Wirksamkeit der Mythen vom nationalen Ursprung verstellen, so wie sie sich aktuell bemerkbar macht. Ein sehr gutes Beispiel ist die Französische Revolution, und zwar wegen der widersprüchlichen Aneignungen, die sie

ständig erfährt. Man kann (mit Marx und Hegel) sagen, daß es in der Geschichte jeder modernen Nation nur *ein einziges* grundlegendes revolutionäres Ereignis gibt — sofern es ein solches überhaupt gibt (was sowohl die permanente Versuchung erklären würde, seine Formen zu wiederholen, seine Ereignisse und seine Personen zu begrenzen, als auch die Versuchung der »extremen« Parteien, sie zu annullieren: entweder durch den Beweis, daß die nationale Identität der Revolution vorausgeht, oder durch die Erwartung, daß ihre Verwirklichung aus einer *neuen* Revolution resultiert, in der sich die erste vollendet). Der Mythos der nationalen Ursprünge und der nationalen Kontinuität, der heute auch in der Geschichte der »jungen«, aus der Entkolonisierung hervorgegangenen Staaten leicht erkennbar ist (z.B. Indien oder Algerien), bei dem man jedoch leicht vergißt, daß er auch für die »alten« Nationen gedacht war, ist folglich eine wirksame ideologische Form, in der tagtäglich die imaginäre Singularität der nationalen Formation konstruiert wird, wobei der Weg von der Gegenwart in die Vergangenheit führt.

Vom »vor-nationalen« Staat zur Nation-Form

Inwiefern handelt es sich hier um eine verzerrte Sichtweise? Die »Ursprünge« der nationalen Formation verweisen auf eine Vielzahl von Institutionen sehr unterschiedlichen Alters. Einige von ihnen sind in der Tat sehr alt: die Einführung der Staatssprachen, die sich zugleich von der Sprache des Klerus und den »lokalen« Dialekten unterschieden (zunächst zu rein administrativen Zwecken, dann als aristokratische Sprachen) geht in Europa bis zum Hochmittelalter zurück. Sie ist an die Verselbständigung und Verweltlichung der monarchischen Macht gebunden. Ebenso hat die schrittweise Herausbildung der absoluten Monarchie ein finanzpolitisches Monopol, eine steuerliche und administrative Zentralisation, eine juristische Vereinheitlichung und eine relative innere »Befriedung« zur Folge gehabt. Damit hat sie die Institutionen *Grenze* und *Territorium* revolutioniert. Reformation und Gegenreformation haben den Übergang beschleunigt, der das Konkurrenzverhältnis zwischen Kirche und Staat (zwischen dem kirchlich geprägten und dem laizistischen Staat) in eine Komplementarität verwandelt hat (im Grenzfall entstand die Staatsreligion).

Alle diese Strukturen erscheinen uns im Rückblick als *vor-national*, weil sie gewisse Züge des Nationalstaats erst möglich gemacht haben, in den sie mit mehr oder weniger großen Veränderungen integriert worden sind. Wir können somit konstatieren, daß die Bildung des

Nationalstaats eine lange »Vorgeschichte« hat. Diese unterscheidet sich allerdings erheblich vom nationalistischen Mythos eines linearen Schicksals. Zunächst besteht sie in einer Vielzahl von qualitativ unterschiedlichen Ereignissen, die zeitlich gestaffelt sind und von denen keines die nachfolgenden impliziert. Sodann gehören diese Ereignisse nicht naturgemäß zur Geschichte *einer* bestimmten Nation. Ihren Rahmen bilden politische Einheiten, welche nicht mit denen identisch sind, die uns heute als originäre ethnische Gebilde erscheinen (so ist im zwanzigsten Jahrhundert der Staatsapparat der »jungen Nationen« durch den der Kolonisation vorgeformt worden ist; so haben sich im europäischen Mittelalter in »Sizilien«, »Katalonien« oder »Burgund« die Konturen des modernen Staates abgezeichnet). Sie gehören selbst nicht naturgemäß zur Geschichte des *National*-Staats, sondern auch zu anderen konkurrierenden Formen (etwa der »*Reichs*«-Form). Es handelt sich um ein durch die Umstände bedingtes Beziehungsgeflecht und nicht um eine notwendige Evolutionslinie, die ihnen nachträglich einen bestimmten Platz in der Vorgeschichte der Nation-Form zuweist. Es gehört zum Wesen jedweder Staaten, die von ihnen geschaffene Ordnung als ewig darzustelllen, aber die Praxis zeigt, daß eher das Gegenteil zutrifft. Aber alle diese Ereignisse haben unter der Bedingung ihrer Wiederholung und ihrer Integration in neue politische Strukturen bei der Genese der nationalen Formationen tatsächlich eine Rolle gespielt. Das liegt an ihrem institutionellen Charakter, an der Tatsache, daß sie das Eingreifen des Staates in seiner damaligen Form herbeigeführt haben. Mit anderen Worten, *nicht-nationale* Staatsapparate, die auf ganz andere (z.B. dynastische) Ziele ausgerichtet waren, haben schrittweise die Elemente des Nationalstaats geschaffen; man kann auch sagen, sie haben sich unfreiwillig »nationalisiert« und begonnen, die Gesellschaft zu nationalisieren — man denke hier an die Wiederbelebung des römischen Rechts, an den Merkantilismus, an die Zähmung der Feudalaristokratien, an die Herausbildung der Doktrin der »Staatsraison« oder an andere Dinge. Und je mehr man sich der Moderne nähert, desto stärker erscheint uns der von der Akkumulierung dieser Elemente ausgehende Zwang. Was die entscheidende Frage aufwirft, ab welcher *Schwelle* die Entwicklung unumkehrbar wird.

In welchem Augenblick und aus welchen Gründen ist diese Schwelle überschritten worden, so daß einerseits die Konfiguration eines *Systems* souveräner Staaten entstanden ist, andererseits im Laufe von zweihundert Jahren, die von heftigen Konflikten erfüllt waren, die Ausdehnung der Nation-Form auf fast alle menschlichen Gesellschaften durchgesetzt wurde? Ich gebe zu, daß diese Schwelle (für die natürlich ein

einzelnes Datum angegeben werden kann[2]), die Entwicklung der für den modernen Kapitalismus charakteristischen Marktstrukturen und Klassenverhältnisse ist (insbesondere die Proletarisierung der Arbeitskraft, durch die diese schrittweise aus den feudalen und ständischen Verhältnissen herausgelöst wird). Aber diese weithin akzpetierte These erfordert einige Präzisierungen.

Es geht nicht an, die Nation-Form aus den kapitalistischen Produktionsverhältnissen »abzuleiten«. Die Zirkulation des Geldes und die Ausbeutung der Lohnarbeit implizieren nicht mit logischer Nowendigkeit *eine* bestimmte Staatsform. Außerdem hat der für die Akkumulation erforderliche Raum — der kapitalistische Weltmarkt — die immanente Tendenz, jede nationale Begrenzung zu überschreiten, die durch bestimmte Fraktionen des gesellschaftlichen Kapitals hergestellt oder durch »außer-ökonomische« Faktoren durchgesetzt würde. Kann man unter diesen Bedingungen in der Bildung der Nation weiterhin ein »bürgerliches Projekt« sehen? Wahrscheinlich ist diese Formulierung — vom Marxismus bis hin zu den liberalen Geschichtsphilosophien verwendet — ihrerseits ein historischer Mythos. Aber anscheinend können wir die Schwierigkeit dadurch beheben, daß wir von Braudel und Wallerstein die Betrachtungsweise übernehmen, die die Konstituierung der Nationen nicht mit der Abstraktion des kapitalistischen Marktes verbindet, sondern mit seiner konkreten historischen Form: die eine »Welt-Wirtschaft«, die immer schon so organisiert und hierarchisiert ist, daß es ein »Zentrum« und eine »Peripherie« gibt, denen unterschiedliche Akkumulations- und Ausbeutungsformen der Arbeitskraft entsprechen und deren Beziehungen durch ungleichen Tausch und durch Herrschaft gekennzeichnet sind.[3]

Die nationalen Einheiten konstituieren sich ausgehend von der globalen Struktur der Welt-Wirtschaft, je nach der Rolle, die sie dort in einer bestimmten Periode spielen, wobei die Entwicklung vom Zentrum ausgeht. Besser gesagt: sie konstituieren sich gegeneinander als konkurrierende Instrumente der Herrschaft des Zentrums über die Peripherie. Diese erste Präzisierung ist von fundamentaler Bedeutung, weil sie den »idealen« Kapitalismus von Marx und vor allem der marxistischen Ökonomen durch einen »historischen Kapitalismus« ersetzt, bei dem die frühen Imperialismuserscheinungen und der Zusammenhang von Kriegen und Kolonisation eine entscheidende Rolle spielen. In einer Hinsicht ist jede moderne »Nation« ein Produkt der Kolonisation: sie war stets bis zu einem gewissen Grad eine kolonisierte oder eine kolonisierende Macht, mitunter sogar beides.

Aber noch eine zweite Präzisierung ist notwendig. Eine der relevantesten Feststellungen von Braudel und Wallerstein ist die, daß in der Geschichte des Kapitalismus auch *andere »staatliche« Formen als die nationale entstanden sind* und sich in Konkurrenz zu ihr eine Zeit lang behauptet haben, bevor sie dann schließlich zurückgedrängt oder instrumentalisiert wurden: die Form des *Reiches* und vor allem die des transnationalen politisch-kommerziellen *Netzes*, das um eine oder mehrere *Städte* zentriert war.[4] Diese Form zeigt uns, daß es keine »bürgerliche« politische Form per se, sondern *mehrere* gibt (man kann das Beispiel der Hanse nehmen; aber die Geschichte der Generalstaaten im siebzehnten Jahrhundert wird stark durch diese Alternative bestimmt, die Auswirkungen auf das gesamte gesellschaftliche Leben, einschließlich des religiösen und geistigen, hat). Mit anderen Worten, die entstehende kapitalistische Bourgeoisie scheint — je nach den Umständen — zwischen mehreren Hegemonieformen »geschwankt« zu haben. Besser gesagt, es gab verschiedene Bourgeoisien, die mit unterschiedlichen Sektoren der Ressourcenausbeutung der Welt-Wirtschaft verbunden waren. Wenn die »nationalen Bourgeoisien« schließlich die Oberhand gewonnen haben, und zwar noch vor der industriellen Revolution (aber um den Preis von »Verspätungen« und »Kompromissen«, also der Verschmelzung mit anderen herrschenden Klassen), dann wohl deswegen, weil sie nach außen und nach innen die bewaffnete Macht der bestehenden Staaten einsetzen mußten, und weil sie die Bauern der neuen Wirtschaftsordnung unterwerfen und das flache Land durchdringen mußten, um daraus Märkte für Manufakturprodukte und Reservoirs »freier« Arbeitskräfte zu machen. Letztlich sind es also die konkreten Konfigurationen des Klassenkampfes und nicht die »reine« ökonomische Logik, die die Bildung der Nationalstaaten erklären, von denen jeder seine eigenen Geschichte hat, sowie die entsprechende Verwandlung der gesellschaftlichen in nationale Formationen.

Die Nationalisierung der Gesellschaft

Die Welt-Wirtschaft ist kein selbstreguliertes, insgesamt unveränderliches System, dessen Gesellschaftsformationen nur lokale Ausprägungen wären: sie ist ein System von Zwängen, das der unvorhersehbaren Dialektik seiner inneren Widersprüche unterworfen ist. Global gesehen, ist es notwendig, daß die Kontrolle des Kapitals, das im gesamten Akkumulationsraum zirkuliert, vom Zentrum aus erfolgt; aber die *Form*, in der sich diese Konzentration vollzieht, war Gegenstand eines permanenten Kampfes. Der Vorrang der Nation-Form rührt

daher, daß sie zumindest auf lokaler Ebene die Eindämmung der heterogenen Klassenkämpfe erlaubte und daraus nicht nur eine »Kapitalistenklasse« hervorgehen ließ, sondern *Bourgeoisien* im eigentlichen Sinne, d.h. Staatsbourgeoisien, die fähig waren, die politische, ökonomische und kulturelle Hegemonie auszuüben, und die ihrerseits durch diese Hegemonie *geschaffen* wurden. Die dominierende Bourgeoisie und die bürgerlichen Gesellschaftsformationen haben sich wechselseitig durch einen »Prozeß ohne Subjekt« konstituiert, indem sie den Staat in der nationalen Form umstrukturierten und den Status sämtlicher anderer Klassen veränderten, was die gleichzeitige Genese von Nationalismus und Kosmopolitismus verständlich macht.

So vereinfacht diese Hypothese auch sein mag, sie hat doch eine wesentliche Konsequenz für die Analyse der Nation als historische Form: wir müssen ein für allemal auf alle linearen Evolutionsschemata verzichten, und zwar nicht nur auf die Produktionsweisen, sondern auch auf die politischen Formen bezogen. Dann hindert uns nichts daran, zu untersuchen, ob sich in einer neuen Phase der Welt-Wirtschaft nicht erneut staatliche Strukturen herausbilden, die mit dem Nationalstaat konkurrieren. In Wirklichkeit gibt es eine enge implizite Verbindung zwischen der Illusion einer notwendigen geradlinigen Entwicklung der Gesellschaftsformationen und der unkritischen Akzeptierung des Nationalstaat als »höchster Form« der politischen Institution, der eine ewige Dauer beschieden ist (es sei denn, sie weicht einem hypothetischen »Ende des Staates«).[5]

Um die relative Unbestimmtheit des Entstehungs- und Entwicklungsprozesses der Nation-Form zu verdeutlichen, wollen wir eine bewußt provokative Frage stellen: *Für wen ist es heute zu spät?* Das heißt: welches sind die nationalen Formationen, die es trotz des globalen Zwangs der Welt-Wirtschaft und des von ihr hervorgebrachten Staatensystems nicht *mehr* schaffen, eine vollständige nationale Form anzunehmen — es sei denn eine rein juristische, und dies um den Preis endloser Konflikte ohne richtige Lösungen? Darauf gibt es a priori keine Antwort, selbst keine allgemeine, aber diese Frage stellt sich offensichtlich nicht nur in bezug auf die »neuen Nationen«, die nach der Entkolonisierung, der Internationalisierung des Kapitalverkehrs und des Kommunikationswesens sowie der Entwicklung von weltumspannenden Waffensystemen usw. entstanden sind, sondern auch hinsichtlich der »alten Nationen«, die heute mit den *gleichen* Phänomenen konfrontiert sind.

Man könnte sagen: es ist zu spät für die unabhängigen, formal gleichberechtigten und in den Institutionen vertretenen Staaten, die ja

nun gerade als »internationale« bezeichnet werden. Sie können nicht mehr zu eigenständigen Nationen werden, mit einer oder mehreren nationalen Kultur-, Verwaltungs- und Handelssprachen, mit einer unabhängigen Militärmacht, einem geschützten Binnenmarkt, einer eigenen Währung und Unternehmen, die sich der weltweiten Konkurrenz stellen, und vor allem mit einer führenden Bourgeoisie (mag diese nun eine privatkapitalistische, oder eine staatliche »Nomenklatura« sein, denn auf irgendeine Weise ist jede Bourgeoisie eine Staatsbourgeoisie). Man könnte aber auch umgekehrt sagen: nur in den alten Peripherien und Halbperipherien ist heute noch Raum für die Reproduktion der Nationen, für die Entfaltung der Nation-Form; das alte »Zentrum« ist, in unterschiedlichem Maße, in die Phase der Auflösung der an die alten Herrschaftsformen gebundenen nationalen Strukturen eingetreten, wenn das Ergebnis dieser Auflösung auch noch in weiter Ferne liegt und zudem ungewiß ist. In diesem Fall werden die künftigen Nationen nicht denen der Vergangenheit ähneln. Die Tatsache, daß wir es heute allenthalben (im Norden und Süden, Osten und Westen) mit einem allgemeinen Erstarken des Nationalismus zu tun haben, weist keinen Weg aus diesem Dilemma: er ist Teil der formalen Universalität des internationalen Staatensystems. Der heutige Nationalismus, wie immer er sich artikuliert, sagt nichts aus über das wirkliche Alter der Nation-Form im Verhältnis zur »Welt-Zeit«.

Um etwas klarer zu sehen, muß man eigentlich ein anderes Moment der Geschichte der nationalen Formationen heranziehen. Ich würde es *die verspätete Nationalisierung der Gesellschaft* nennen, die zunächst die alten Nationen selbst betrifft. So verspätet, daß sie letztlich als eine permanente Aufgabe erscheint. Ein Historiker wie Eugen Weber (und nach ihm andere Wissenschaftler) hat gut dargestellt, daß es in Frankreich erst zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts die allgemeine Schulpflicht, die Vereinheitlichung der Sitten und Glaubensbekenntnisse durch die interregionalen Wanderungsbewegungen der Arbeitskräfte und den Militärdienst sowie die Unterordnung der politischen und religiösen Konflikte unter die Ideologie des Patriotismus gab.[6] Seine Beweisführung legt den Gedanken nahe, daß die französische Bauernschaft letztlich erst »nationalisiert« wurde, als sie im Begriff war, als mehrheitliche Klasse zu verschwinden (wenngleich dieses Verschwinden wiederum durch den für die nationale Politik wesentlichen Protektionismus verzögert wurde). Die jüngste Arbeit von Gérard Noiriel zeigt auch, daß die »französische Identität« seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts von der Fähigkeit abhängig ist, die eingewanderten Bevölkerungsgruppen zu integrieren. Es fragt sich, ob

diese Fähigkeit heute ihre Grenze erreicht oder ob sie weiterhin in der gleichen Form zum Tragen kommt.[7]

Um die Gründe für die relative Stabilität der nationalen Formation vollständig zu erfassen, genügt es folglich nicht, sich mit der ersten Entstehungsphase zu beschäftigen. Es ist zu fragen, wie bestimmte Probleme praktisch bewältigt worden sind: die ungleiche Entwicklung von Stadt und Land, die Industrialisierung und die Deindustrialisierung, die Kolonisierung und die Entkolonisierung, die Kriege und die Revolutionen, die Bildung der supranationalen »Blöcke« ... Ereignisse und Prozesse, die allesamt zumindest die Gefahr in sich bargen, daß die Klassenkonflikte über die Grenzen schwappten, in denen sie durch den »Konsens« des Nationalstaats mehr oder weniger leicht gehalten worden waren. Über Frankreich und, mutatis mutandis, die anderen alten bürgerlichen Formationen läßt sich folgendes sagen: es war möglich, die durch den Kapitalismus geschaffenen Widersprüche zu lösen und die Umgestaltung der nationalen Form in Angriff zu nehmen, als diese noch nicht einmal voll ausgebildet war (bzw. ihre Auflösung zu verhindern, noch bevor sie fertig war), weil ein *sozialer Nationalstaat* geschaffen wurde, d.h. ein Staat, der in die Reproduktion der Wirtschaft und vor allem in die Bildung und Ausbildung der Menschen, in die Strukturen der Familie, des Gesundheitswesens und, allgemeiner gesagt, in den gesamten Raum des »Privatlebens« »eingegriffen« hat. Diese Tendenz war der Nation-Form von Anfang an immanent — ich werde darauf später zurückkommen —, wurde aber im Laufe des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts dominierend, mit der Folge, daß die Existenz der Menschen aller Klassen ihrem Status als Bürger des Nationalstaats, d.h. ihrer Eigenschaft als Staatsangehörige vollständig untergeordnet wurde.[8]

Das Volk schaffen

Eine Gesellschaftsformation reproduziert sich nur in dem Maße als Nation, wie das Individuum von seiner Geburt bis zu seinem Tod durch ein Netz von Apparaten und täglichen Praktiken den Status des *homo nationalis, homo oeconomicus, politicus, religiosus* ... erhält. Daher geht es bei der Frage der Krise der Nation-Form, so sie denn fortan offen ist, letztlich um die Frage, unter welchen historischen Bedingungen das erreicht wird: durch welche inneren und äußeren Kräfteverhältnisse und durch welche symbolischen Formen, die in elementare materielle Praktiken Eingang gefunden haben? Andersherum gefragt: welcher Übergangsphase in der Zivilisation entspricht die

Nationalisierung der Gesellschaften, welches sind die Individualitätsfiguren, zwischen denen sich die Nationalität bewegt?

Der entscheidende Punkt ist der folgende: inwiefern ist die Nation eine »Gemeinschaft«? Oder: wodurch unterscheidet sich die durch die Nation geschaffene Gemeinschaftsform spezifisch von anderen historischen Gemeinschaften?

Lassen wir sogleich die Antithesen beiseite, die traditionell mit diesem Begriff verbunden sind. Zunächst die von »realer« und »imaginärer« Gemeinschaft. *Jede soziale Gemeinschaft, die durch das Wirken von Institutionen reproduziert wird, ist imaginär*; d.h. sie beruht auf der Projektion der individuellen Existenz in das Geflecht einer kollektiven Geschichte, auf der Anerkennung eines gemeinsamen *Namens* und auf den Traditionen, die als Spuren einer unvordenklichen Vergangenheit erlebt werden (selbst wenn sie erst in jüngerer Zeit geschaffen und den Menschen anerzogen wurden). Aber das läuft auf die These hinaus, daß unter bestimmten Bedingungen *allein imaginäre Gemeinschaften real sind*.

Im Fall der nationalen Formationen ist das Imaginäre, das auf diese Weise realitätsbildend wirkt, das »Volk«. Das Imaginäre ist eine Gemeinschaft, die sich von vornherein in der Institution Staat wiedererkennt, die ihn angesichts der Existenz anderer Staaten als den »ihrigen« anerkennt und vor allem ihre politischen Kämpfe in seinen Horizont stellt: indem sie beispielsweise ihr Streben nach Reform und sozialer Revolution als ein Projekt formuliert, das »ihren« Nationalstaat umgestalten soll. Ohne das kann es kein »staatliches Gewaltmonopol« (Max Weber) und keinen »nationalen Volkswillen« (Gramsci) geben. Aber ein solches Volk existiert nicht naturwüchsig; und selbst wenn es tendenziell konstitutiert ist, existiert es nicht ein für allemal. Keine moderne Nation hat eine gegebene »ethnische« Basis, selbst wenn sie aus einem nationalen Unabhängigkeitskampf hervorgegangen ist. Und andererseits gibt es keine moderne Nation, wie »egalitär« sie auch sein mag, in der es keine Klassenkonflikte gibt. Das grundlegende Problem besteht folglich darin, das Volk zu schaffen. Besser gesagt: das Volk muß *sich* permanent als nationale Gemeinschaft *schaffen*. Oder noch anders gesagt: es gilt die einheitsstiftende Wirkung zu erzeugen, durch die das Volk allen als »ein Volk« erscheint, d.h. als Grundlage und Ursprung der politischen Macht.

Rousseau hat als erster explizit die Frage so formuliert: »Wodurch wird das Volk zu einem Volk«? Im Grunde genommen unterscheidet sich diese Frage nicht von der, die wir uns gerade gestellt haben: wie werden die Individuen nationalisiert, d.h. in der dominanten Form der

nationalen Zugehörigkeit sozialisiert? Wodurch wir uns sogleich eines weiteren künstlichen Dilemmas entledigen können: es geht nicht um die Gegenüberstellung einer kollektiven Identität und individuellen Identitäten. Denn *jede Identität ist eine individuelle*, aber es gibt niemals eine individuelle Identität, die nicht historischer Natur wäre, d.h. in einem bestimmten Umfeld sozialer Werte, kollektiver Verhaltensnormen und Symbole gebildet würde. Niemals (auch nicht bei den »verschmelzenden« Praktiken der Massenbewegungen oder in der »Intimität« emotionaler Beziehungen) identifizieren sich die Individuen völlig miteinander, aber sie erwerben auch keine isolierte Identität, was ein in sich widersprüchlicher Begriff ist. Die eigentliche Frage ist, wie sich die dominanten Kennzeichen der individuellen Identität mit der Zeit und der institutionellen Umgebung verändern.

Die Frage nach der historischen Konstruktion des Volkes (oder der nationalen Individualität) kann man nicht einfach dadurch beantworten, daß man die Eroberungen, die Bevölkerungsverschiebungen und die administrativen Praktiken der »Territorialisierung« beschreibt. Die Individuen, die sich als Mitglieder einer einzigen Nation wahrnehmen sollen, strömen von außen, aus zahlreichen geographischen Räumen, in das betreffende Land ein, wie sich bei den Einwanderungsländern (USA, Frankreich) zeigt; oder sie werden dazu gebracht, sich gegenseitig innerhalb einer historisch entstandenen Grenze anzuerkennen, die sie alle umschließt. Das Volk wird ausgehend von verschiedenen Bevölkerungsgruppen konstituiert, die einem gemeinsamen Gesetz unterworfen sind. Aber in allen Fällen muß ein Modell seiner Einheit diese Konstituierung »vorwegnehmen«: der Einigungsprozeß (dessen Wirksamkeit sich z.B. an der kollektiven Mobilisierung im Krieg messen läßt, d.h. an der Fähigkeit, sich kollektiv dem Tod auszusetzen) setzt die Herausbildung einer *spezifischen* Ideologie-Form voraus. Sie muß zugleich ein Massen- und ein Individuationsphänomen sein, eine »Anrufung der Individuen als Subjekte« (Althusser) leisten, die wesentlich wirksamer und tiefgehender ist als die einfache Anerziehung politischer Werte; oder anders gesagt: sie muß diese Anerziehung der Werte in einen elementareren (oder auch »primären«) Prozeß integrieren, in dessen Verlauf die Affekte Liebe und Haß sowie die »Selbst«-Vorstellung fixiert werden. Sie muß eine Vorbedingung für die Kommunikation zwischen den Individuen (den »Bürgern«) und zwischen den sozialen Gruppen werden — nicht, indem sie alle Unterschiede auslöscht, sondern sie relativiert und sie sich unterordnet, so daß schließlich der symbolische Unterschied zwischen »uns« und »den Fremden« obsiegt und als irreduktibel erlebt wird. Mit anderen Worten,

man muß, um die von Fichte in seinen »Reden an die deutsche Nation« von 1808 verwendete Terminologie aufzugreifen, dafür Sorge tragen, daß die »äußeren Grenzen« des Staates auch »innere Grenzen« werden, oder — was auf das Gleiche hinausläuft — daß die äußeren Grenzen ständig als Projektion und Schutz einer inneren kollektiven Identität gedacht werden, die jeder in sich trägt und die es ihm erlaubt, den Staat räumlich und zeitlich als einen Ort zu erleben, wo man immer gewesen ist und wo man immer »zuhause« sein wird.

Wie kann diese ideologische Form aussehen? Man wird sie je nach den Umständen Patriotismus oder Nationalismus nennen; man wird die Ereignisse zusammentragen, die ihre Bildung begünstigen oder ihre Wirksamkeit bezeugen; man wird ihren Ursprung auf die politischen Methoden zurückführen, die eine Mischung aus »Gewalt« und »Erziehung« sind (wie Machiavelli und Gramsci sagten) und es dem Staat gewissermaßen ermöglichen, das Volksbewußtsein zu produzieren. Aber auch dieser Akt ist nur ein äußerer Aspekt. Um die tieferen Gründe für seine Wirksamkeit zu erfassen, wird man sich, wie es die politische Philosophie und die Soziologie seit nunmehr dreihundert Jahren tun, der Analogie der *Religion* zuwenden, indem man aus dem Nationalismus und Patriotismus eine Religion, wenn nicht gar *die* Religion der neueren Zeit macht.

Diese Antwort enthält natürlich etwas Wahres. Nicht nur, weil auch die Religionen formal Gemeinschaftsformen schaffen, die von der »Seele« und der individuellen Identität ausgehen, weil sie eine soziale »Moral« vorschreiben, sondern auch, weil der theologische Diskurs der Idealisierung der Nation, der Sakralisierung des Staates als Modell gedient hat; dadurch wird es möglich, die Individuen durch das Opfer miteinander zu verbinden und den Rechtsregeln den Stempel der »Wahrheit« und des »Gesetzes« aufzudrücken.[9] Jede nationale Gemeinschaft mußte zu irgendeinem Zeitpunkt als ein »auserwähltes Volk« dargestellt werden. Jedoch hatte die politische Philosophie der klassischen Epoche bereits die Unzulänglichkeit dieser Analogie erkannt; sie zeigte sich daran, daß die Versuche zur Begründung einer »weltlichen Religion« scheiterten, daß die »Staatsreligion« letztlich nur eine Übergangsform der nationalen Ideologie ist (selbst wenn dieser Übergang lange dauert und dadurch wichtige Auswirkungen hat, daß die religiösen Kämpfe die nationalen überlagern) und daß es einen endlosen Konflikt zwischen der theologischen Universalität und der Universalität des Nationalismus gibt.

In Wirklichkeit muß die Argumentation genau umgekehrt laufen: die nationale Ideologie beinhaltet unbestreitbar ideelle Signifikanten

(vor allem den *Namen* Nation und »Vaterland«), auf die das Gefühl der Heiligkeit und die Affekte Liebe, Achtung, Opferbereitschaft und Furcht übertragen werden können, die die religiösen Gemeinschaften zusammengeschweißt haben; aber diese Übertragung findet nur statt, weil es sich um einen *anderen Typus* von Gemeinschaft handelt. Die Analogie selbst gründet sich auf einen tiefergehenden Unterschied; sonst wäre nicht begreiflich, daß die nationale Identität, die die Formen der religiösen Identität mehr oder weniger vollständig umfaßt, diese schließlich tendenziell ersetzt und sie zwingt, sich ihrerseits zu »nationalisieren«.

Fiktive Ethnizität und ideelle Nation

Als *fiktive Ethnizität* bezeichne ich die durch den Nationalstaat geschaffene Gemeinschaft. Das ist ein sehr komplexer Ausdruck, bei dem der Begriff Fiktion entsprechend meinen obigen Ausführungen nicht im Sinne einer bloßen Illusion ohne historische Auswirkungen aufgefaßt werden darf, sondern im Gegenteil, analog zur *persona ficta* der juristischen Tradition, im Sinne einer von den Institutionen ausgehenden Wirkung, einer »Konstruktion«. Keine Nation besitzt von Natur aus eine ethnische Basis, sondern in dem Maße, wie die Gesellschaftsformationen einen nationalen Charakter bekommen, werden die Bevölkerungen »ethnizisiert«, die sie umfassen, die sie sich teilen oder die sie dominieren; d.h. diese werden für die Vergangenheit und Zukunft so dargestellt, *als würden* sie eine natürliche Gemeinschaft bilden, die per se eine herkunftsmäßige, kulturelle und interessenmäßige Identität hat, welche die Menschen und die gesellschaftlichen Bedingungen transzendiert.[10]

Die fiktive Ethnizität fällt nicht einfach mit der *ideellen Nation* zusammen, die der Gegenstand des Patriotismus war, aber sie ist für diesen unverzichtbar, denn ohne sie würde die Nation eben doch nur als eine Idee oder eine willkürliche Abstraktion erscheinen: der Appell des Patriotismus würden sich *an niemanden* wenden. Sie ermöglicht es, im Staat den Ausdruck einer präexistenten Einheit zu sehen, ihn ständig an seiner »historischen Mission« im Dienste der Nation zu messen und somit die Politik zu idealisieren. Indem die nationale Ideologie das Volk als eine fiktive ethnische Einheit konstituiert, und zwar auf der Grundlage einer universalistischen Vorstellung, die jedem Individuum eine einzige ethnische Identität zuschreibt und folglich die ganze Menschheit in verschiedene Ethnizitäten einteilt, welche potentiell ebensovielen Nationen entsprechen, leistet sie viel mehr, als die

vom Staat angewendeten Strategien zur Kontrolle der Bevölkerung zu rechtfertigen; sie bettet deren Erfordernisse im voraus in das Gefühl der »Zugehörigkeit« im doppelten Sinn des Wortes ein: was bewirkt, daß man sich selbst gehört und daß man seinesgleichen gehört. Was bewirkt, daß man als Individuum *im Namen* des Kollektivs angerufen werden kann, dessen Namen man trägt. Die naturalisierte Zugehörigkeit und die sublimierte ideelle Nation sind zwei Seiten ein und desselben Prozesses.

Wie wird die Ehtnizität geschaffen? Und wie wird sie so geschaffen, daß sie eben nicht als eine Fiktion, sondern als ein höchst natürlicher Ursprung erscheint? Die Geschichte zeigt uns, daß es zwei große konkurrierende Wege zu diesem Ziel gibt: die *Sprache* und die *Rasse*. Zumeist sind sie miteinander verbunden, denn allein ihre Komplementarität erlaubt es, sich das »Volk« als eine absolut autonome Einheit vorzustellen. Beide bringen zum Ausdruck, daß der nationale Charakter (den man auch die Seele oder den Geist der Nation nennen kann), dem Volk immanent ist. Aber beide liefern die Projektion einer Transzendenz, die über die wirklichen Individuen und die politischen Verhältnisse hinausweist. Sie stellen zwei Weisen dar, die historisch entstandenen Bevölkerungen in einen »naturwüchsigen« Zusammenhang einzubetten (die Unterschiedlichkeit der Sprachen und der Rassen erscheinen als ein Schicksal); aber es sind auch zwei Weisen, ihrer Dauer eine Bedeutung zu geben und ihre Zufälligkeit zu überschreiten. Je nach den Umständen überwiegt jedoch bald die eine und bald die andere, denn sie beruhen nicht auf der Entwicklung der gleichen Institutionen und appellieren nicht an die gleichen Symbole, an die gleichen Idealisierungen der nationalen Identität. Diese unterschiedliche Artikulation einer sprachlich dominierten Ethnizität und einer rassisch dominierten Ethnizität hat offenkundige politische Konsequenzen. Aus diesem Grund und um der Klarheit der Analyse willen müssen wir sie getrennt untersuchen.

Die Sprachgemeinschaft scheint die abstrakteste Vorstellung zu sein: in Wirklichkeit ist sie die konkreteste, da sie die Individuen mit einem Ursprung verknüpft, der jederzeit aktualisiert werden kann; sein Inhalt ist der *gemeinsame Akt* ihres eigenen Austausches, ihrer diskursiven Kommunikation, der sich der Instrumente der gesprochenen Sprache sowie der gesamten, ständig wachsenden Masse der geschriebenen und in anderen Formen fixierten Texte bedient. Das soll nicht heißen, daß diese Gemeinschaft unmittelbar gegeben wäre, daß sie keine inneren Grenzen hätte oder daß die Kommunikation zwischen allen Individuen »transparent« wäre. Aber diese Grenzen sind

immer relativ: selbst wenn es vorkäme, daß Menschen aus sehr unterschiedlichen sozialen Verhältnissen niemals direkt miteinander kommunizieren würden, sind sie doch durch eine ununterbrochene Kette von intermediären Diskursen miteinander verbunden.

Aber glauben wir nicht, daß diese Situation so alt ist wie die Welt. Sie ist im Gegenteil auffallend jung. Die antiken Reiche und die Gesellschaften des Ancien Régime beruhten noch auf dem Nebeneinander von sprachlich getrennten Bevölkerungen, auf der Überlagerung von »Sprachen«, die für die Herrschenden und die Beherrschten, die sakrale und die profane Sphäre unvereinbar waren und zwischen denen es ein ganzes System von Übersetzungen geben mußte.[11] In den modernen nationalen Formationen sprechen die Übersetzer, Schriftsteller, Journalisten, Politiker, Schauspieler die Sprache des »Volkes«; und diese erscheint umso natürlicher, je gewählter sie sich ausdrücken. Die Übersetzung ist vor allem eine innere Übersetzung, eine zwischen »Sprachebenen« geworden. Die sozialen Unterschiede werden relativiert und äußern sich als verschiedene Weisen, mit der nationalen Sprache umzugehen, wobei diese einen gemeinsamen Code und sogar eine gemeinsame Norm voraussetzen.[12] Die Nationalsprache wird den Menschen durch den allgemeinen Schulbesuch eingeübt, dessen primäre Aufgabe gerade darin besteht.

Daher existiert eine enge historische Korrelation zwischen der nationalen Formation und der Entwicklung der Schule als »volksnaher« Institution, die nicht auf die Vermittlung von Spezialausbildungen oder auf die Kultur der Eliten beschränkt ist, sondern zur Unterfütterung der gesamten Sozialisation der Individuen dient. Daß die Schule auch der Ort ist, an dem eine nationalistische Ideologie verbreitet — mitunter auch in Frage gestellt — wird, ist ein abgeleitetes Phänomen, welches in jedem Fall weniger unerläßlich ist als das erstere. Drücken wir es so aus: der allgemeine Schulbesuch ist die wichtigste Einrichtung zur Konstituierung der Ethnizität als Sprachgemeinschaft. Aber er ist nicht die einzige: der Staat, der Wirtschaftsverkehr, das Familienleben sind in gewissem Sinne auch Schulen, Organe der idealen Nation, die an einer »gemeinsamen«, ihr »wesenseigenen« Sprache erkennbar ist. Denn entscheidend ist nicht nur, daß die nationale Sprache etwas Offizielles ist; von viel grundlegenderer Bedeutung ist die Tatsache, daß sie als *das* Element im Leben des Volkes, als die *Realität* erscheinen kann, die sich jeder auf seine Art aneignen kann, ohne dadurch ihre Identität zu zerstören. Es besteht kein Widerspruch, sondern eine Komplementarität zwischen der Institution *einer* Nationalsprache und dem Auseinanderklaffen, dem täglichen Aufeinander-

prallen der »Klassensprachen«, die eben keine verschiedenen Sprachen sind. Alle Sprachpraxen bringen im Zusammenspiel eine einzige »Liebe zur Sprache« hervor, die nicht der Schulnorm oder den besonderen Sprachgebräuchen gilt, sondern der »Muttersprache«, also dem Ideal eines gemeinsamen Ursprungs, das hinter spezielle Lerninhalte und Sprachverwendungen zurückprojiziert und dadurch zur Metapher für die gegenseitige Liebe der Staatsangehörigen wird.[13]

Unabhängig von den Fragen, die die Geschichte der Nationalsprachen, der Schwierigkeiten ihrer Vereinheitlichung oder ihrer staatlichen Durchsetzung, ihrer Ausarbeitung zu einem gleichzeitig »volkstümlichen« und »gebildeten« Idiom aufwirft, wobei letztere trotz der Arbeit von Intellektuellen und der Unterstützung durch verschiedene internationale Organisationen bekanntlich noch längst nicht in allen Nationalstaaten abgeschlossen ist, könnte man sich folglich fragen, *warum die Sprachgemeinschaft nicht ausreicht,* um die Ethnizität zu schaffen.

Vielleicht liegt das an den paradoxen Eigenschaften, die sie der individuellen Identität aufgrund der Struktur des sprachlichen Signifikanten verleiht. In gewissem Sinne erfolgt die Anrufung der Individuen als Subjekte immer im Element der Sprache, denn jede Anrufung ist ein Diskurs. Jede »Persönlichkeit« wird mit Worten konstruiert, in denen Recht, Genealogie, Geschichte, politische Entscheidungen, berufliche Fähigkeiten, Psychologie zum Ausdruck kommen. Kein Mensch »wählt« seine Muttersprache oder kann sie nach Belieben »wechseln«. Dennoch ist es stets möglich, sich mehrere Sprachen anzueignen, und sich auf andere Weise zum Träger des Diskurses und der Veränderungen der Sprache zu machen. Die sprachliche Gemeinschaft bringt eine schrecklich zwingende ethnische Erinnerung hervor (R. Barthes ging einmal so weit, von »faschistisch« zu reden), die jedoch eine seltsame Plastizität besitzt: sie bewirkt die unmittelbare Naturalisierung des Erworbenen. In gewissem Sinne eine *zu schnelle.* Eine kollektive Erinnerung perpetuiert sich um den Preis des individuellen Vergessens des »Ursprungs«. Der Einwanderer der »zweiten Generation« — ein Begriff, der in dieser Hinsicht eine strukturelle Bedeutung gewinnt — geht mit der Nationalsprache (und durch sie mit der Nation selbst) ebenso spontan, ebenso »ererbt«, ebenso zwingend für das Gefühlsleben und die Phantasie um wie der Sohn der »Alteingesessenen« (von denen die meisten die Nationalsprache noch vor kurzem nicht täglich gesprochen haben). Die »Muttersprache« ist nicht unbedingt die der »realen« Mutter. Die sprachliche Gemeinschaft ist eine *aktuelle* Gemeinschaft, die das Gefühl vermittelt, daß sie *immer*

existiert hat, die für die aufeinanderfolgenden Generationen jedoch nicht schicksalsbestimmend ist. Ideell assimiliert sie »jeden«, hält sie niemanden zurück. Sie hat zwar tiefstgehende Auswirkungen auf jedes Individuum (auf seine Art, sich als Subjekt zu konstituieren), aber ihre historische Besonderheit ist nur an austauschbare Institutionen gebunden. Je nach den äußeren Umständen kann sie verschiedenen Nationen dienen (wie das Englische, Spanische oder auch das Französische) oder das »physische« Verschwinden der Bevölkerungen überleben, die sie benutzt haben (wie Latein, das »alte« Griechisch, das »literarische« Arabisch). Um an den Grenzen eines bestimmten Volkes festgemacht zu werden, bedarf sie folglich einer zusätzlichen Besonderheit bzw. eines Prinzips der Abschließung, der Ausgrenzung.

Dieses Prinzip ist die rassische Gemeinschaft. Aber hier müssen wir sehr achtgeben, daß wir uns richtig verstehen. Alle Arten von sichtbaren oder unsichtbaren somatischen und psychologischen Merkmalen können dazu dienen, die Fiktion einer rassischen Identität zu erzeugen, also natürliche und vererbte Unterschiede zwischen sozialen Gruppen zum Ausdruck zu bringen, und zwar sowohl innerhalb einer Nation als auch außerhalb ihrer Grenzen. Ich habe bereits an anderer Stelle über die Entwicklung der rassischen Stigmata und ihre Beziehung zu den verschiedenen historischen Ausformungen des sozialen Konflikts gesprochen. Was uns hier zu interessieren hat, ist einzig und allein der symbolische Kern, der es erlaubt, die Rasse und die Ethnizität ideell zu identifizieren und sich die rassische Einheit als Ursprung oder als Ursache der historischen Kontinuität eines Volkes vorzustellen. Im Gegensatz zur sprachlichen Gemeinschaft kann es sich hierbei freilich nicht um eine Praxis handeln, die wirklich *allen* Individuen gemeinsam ist, die eine politische Einheit bilden. Wir haben in diesem Fall kein Äquivalent für die Kommunikation. Somit handelt es sich um eine Fiktion zweiten Grades. Aber auch diese Fiktion gewinnt ihre Wirksamkeit aus der täglichen Praxis, aus Beziehungen, die das »Leben« der Individuen unmittelbar strukturieren. Und vor allem: während die sprachliche Gemeinschaft die Gleichheit der Individuen nur dadurch herstellen kann, daß sie gleichzeitig die soziale Ungleichheit der sprachlichen Praxis »naturalisiert«, löst die rassische Gemeinschaft die sozialen Ungleichheiten in eine noch ambivalentere »Ähnlichkeit« auf: sie »ethnisiert« die sozialen Unterschiede, in denen sich unversöhnliche Antagonismen manifestieren, indem sie ihnen die Form einer Teilung in das »wahre« und »falsche« Nationale gibt.

Ich denke, daß dem Paradoxon auf diese Weise beizukommen ist. Der symbolische Kern der Idee der Rasse (und ihrer demographischen,

kulturellen Äquivalente) ist das Schema der Genealogie, d.h. ganz einfach die Idee, daß die Verkettung der Individuen dazu führt, daß jede Generation der anderen eine biologische und geistige Substanz übermittelt und sie gleichzeitig in eine zeitliche Gemeinschaft stellt, die man »Verwandtschaft« nennt. *Sobald* also die nationale Ideologie die These aufstellt, daß die Individuen, die ein Volk bilden, untereinander verwandt sind (oder einen erweiterten Verwandtschaftskreis bilden sollten), haben wir es mit dem zweiten Modus der Ethnisierung zu tun.

Man wird einwenden, daß eine solche Vorstellung für Gesellschaften und Gruppen kennzeichnend ist, die keinen nationalen Charakter haben. Aber genau an diesem Punkt kommt das Neue zum Tragen, nämlich die Verbindung der Nation-Form mit der modernen Idee der Rasse. Diese Idee korreliert mit der tendenziellen Auflösung »privater« Genealogien, wie sie in den traditionellen Systemen der Heiratspräferenzen und der Stammeszugehörigkeit kodifiziert waren (und es noch sind). *Die Idee einer rassischen Gemeinschaft kommt auf, wenn sich die Grenzen der Zusammengehörigkeit auf der Ebene der Sippe, der Nachbarschaftsgemeinschaft und, zumindest theoretisch, der sozialen Klasse auflösen, um imaginär an die Schwelle der Nationalität verlagert zu werden*: wenn nichts der Verbindung mit jedem beliebigen »Mitbürger« entgegensteht und wenn diese, im Gegenteil, als die einzige »normale«, »natürliche« erscheint. Die rassische Gemeinschaft ist geeignet, sich als eine große Familie oder als die gemeinsame Hülle der Familienbeziehungen darzustellen (die »französische«, »amerikanische«, »algerische« *Familiengemeinschaft*[14]). Fortan hat jedes Individuum, gleich welcher sozialen Stellung, seine Familie, aber die Familie wird — wie das Eigentum — ein zufälliges Verhältnis zwischen den Individuen. Um darüber mehr sagen zu können, müßte man also in eine Diskussion über die Geschichte der Familie einsteigen, eine Institution, die hier eine ebenso zentrale Rolle spielt wie die Schule, und die im Diskurs über die Rasse ein allgegenwärtiger Faktor ist.

Die Familie und die Schule

Hier stößt man auf Lücken in der Geschichte der Familie, die immer noch vorwiegend unter dem Aspekt des Eherechts und des »Privatlebens« als Gegenstand der Literatur und der Anthropologie betrachtet wird. Das große Thema der neueren Familien-Historiographie ist das Entstehen der »Kleinfamilie« (die aus dem Elternpaar und den Kindern besteht); man fragt sich, ob sie ein spezifisch »modernes« Phänomen ist (achtzehntes bis neunzehntes Jahrhundert), das an die bürgerlichen

Gesellschaftsformen gebunden ist (These von Ariès und Shorter), oder ob es sich um das Ergebnis einer Entwicklung handelt, die seit langem durch das Kirchenrecht und die Kontrolle der christlichen Autoritäten über die Ehe vorbereitet worden war (These von Goody).[15] Diese Positionen sind eigentlich nicht unvereinbar. Aber sie haben vor allem die Tendenz, die Frage in den Hintergrund zu schieben, die für uns die entscheidendste ist: Seit der Einrichtung des Standesamts und der Kodifizierung der Familie (deren Prototyp der Code Napoléon ist), hat sich allmählich eine Korrelation herausgebildet zwischen der Auflösung der »erweiterten« Zusammengehörigskeitsbeziehungen und dem Eingreifen des Nationalstaats in das Familienleben, das vom Erbrecht bis zur Organisation der Geburtenkontrolle reicht. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß in den heutigen national verfaßten Gesellschaften, ausgenommen bei ein paar Genealogie-»Fanatikern«, ein paar aristokratischen »Nostalgikern«, die Genealogie weder ein theoretisches Wissensgebiet, noch ein Gegenstand der mündlichen Überlieferung ist, noch wird sie *privat* registriert und konserviert: heute ist es *der Staat, der die Abstammungen und Eheschließungen in seinen Archiven aufbewahrt.*

Auch hier gilt es, eine oberflächliche und eine tiefere Ebene zu unterscheiden. Die oberflächliche Ebene ist der familienbezogene Diskurs, der sich in der politischen, insbesondere französischen, Tradition schon früh mit dem Nationalismus verbunden hat (er ist für den konservativen Nationalismus konstitutiv). Die tiefere Ebene ist die gleichzeitige Herausbildung des »Privatlebens«, der eng begrenzten »familiären Intimität« *und* der staatlichen Familienpolitik; letztere führt dazu, daß sich im öffentlichen Raum neue bevölkerungspolitische Vorstellungen und die demographischen Techniken zur Messung der Bevölkerung, zu ihrer moralischen und gesundheitsmäßigen Kontrolle sowie zur Sicherung ihrer Reproduktion entwickeln. So daß die Intimität der modernen Familie genau das Gegenteil einer autonomen Sphäre ist, vor der die staatlichen Strukturen Halt machen würden. Sie ist die Sphäre, in der die Beziehungen zwischen den Menschen unmittelbar mit einer »staatsbürgerlichen« Funktion befrachtet und durch die ständige staatliche Unterstützung ermöglicht werden, angefangen bei den Geschlechtsbeziehungen, die auf Fortpflanzung ausgerichtet sind. So wird verständlich, warum »abweichende« sexuelle Verhaltensweisen in den modernen nationalen Formationen so leicht eine anarchistische Färbung bekommen, während sie in den früheren Gesellschaft mehr das Stigma der religiösen Häresie erhielten. Die Volksgesundheit und die soziale Sicherheit haben den Beichtvater ersetzt, nicht wortwörtlich,

sondern indem sie zugleich eine neue »Freiheit« und eine neue Form der Unterstützung, eine neue Aufgabe und damit auch eine neue Forderung eingeführt haben. In dem Maße also, wie sich die abstammungsmäßige Verwandtschaft, die Solidarität zwischen den Generationen und die ökonomischen Funktionen der Familie auflösen, entsteht keine natürliche Mikrogesellschaft oder eine rein »individualistische« Vertragsbeziehung, sondern eine Nationalisierung der Familie, deren Gegenstück die Identifikation der nationalen Gemeinschaft mit einer symbolischen Verwandtschaft ist; diese wird durch pseudoendogamische Regeln bestimmt und kann, mehr noch als in eine Aszendenz, in eine *gemeinsame Deszendenz* projiziert werden.

Daher ist die Idee der Eugenik in der wechselseitigen Beziehung zwischen der »bürgerlichen« Familie und der als Nationalstaat verfaßten Gesellschaft stets latent vorhanden. Daher hält es der Nationalismus auch insgeheim mit dem Sexismus: nicht so sehr als Erscheinungsformen ein und derselben autoritären Tradition, als vielmehr insofern, als die Ungleichheit der sexuellen Rollen in der ehelichen Liebe und bei der Aufzucht der Kinder der Dreh- und Angelpunkt für die juristischen, ökonomischen, erzieherischen und medizinischen Mechanismen ist, über die der Staat vermittelt ist. Und daher ist schließlich die Darstellung des Nationalismus als »Tribalismus«, die große Alternative der Soziologen zu seiner religiösen Interpretation, zugleich mystifizierend und erhellend. Mystifizierend, weil sie sich den Nationalismus als eine Rückentwicklung zu archaischen Gemeinschaftsformen vorstellt, die in Wirklichkeit mit dem Nationalstaat unvereinbar sind (das ist überall dort gut erkennbar, wo weiterbestehende starke abstammungsmäßige oder stammesmäßige Bindungen die volle Entfaltung der nationalen Form behindern). Aber erhellend insofern, als gezeigt wird, daß die Nation eine imaginäre Verwandtschaft durch eine andere ersetzt, was auch mit der Veränderung der Familie zusammenhängt. So müssen wir uns auch fragen, in welchem Maße sich die Nation-Form unbegrenzt reproduzieren kann (zumindest als dominante Form), wenn die Veränderung der Familie »abgeschlossen« ist, d.h. wenn die Geschlechtsbeziehungen und die Fortpflanzung ganz aus dem genealogischen Zusammenhang herausgelöst werden. Dann würde man die Grenze der materiellen Möglichkeiten erreichen, sich menschliche »Rassen« vorzustellen und diese Vorstellung in die Produktion der Ethnizität einzubringen. Aber so weit sind wir noch nicht.

Althusser hat bei seiner Definition der »ideologischen Staatsapparate« also nicht zu Unrecht darauf hingewiesen, daß der Kern der dominanten Ideologie in den bürgerlichen Gesellschaft von dem Paar Familie-

Kirche auf das Paar Familie-Schule übergegangen ist.[16] Ich würde hier allerdings gerne zwei Korrekturen anbringen. Erstens würde ich nicht sagen, daß diese oder jene Institution an sich schon *einen* »ideologischen Staatsapparat« darstellt: dieser Ausdruck bezeichnet vielmehr das Zusammenwirken von *mehreren* dominanten Institutionen. Sodann würde ich meinen, daß die heutige Bedeutung der allgemeinen Schulpflicht und der Familienzelle nicht nur in dem funktionalen Stellenwert liegt, den sie für die Reproduktion der Arbeitskraft haben, sondern darin, daß sie diese Reproduktion der Bildung einer fiktiven Ethnizität unterordnen, d.h. der Artikulation einer sprachlichen Gemeinschaft *und* einer rassischen Gemeinschaft, die implizit in der Bevölkerungspolitik vorhanden ist (Foucault nannte dies mit einem suggestiven, aber mehrdeutigen Begriff das System der »Bio-Mächte«[17]). Die Schule und die Familie haben vielleicht andere Aspekte oder sollten unter anderen Gesichtspunkten analysiert werden. Ihre Geschichte beginnt vor der Herausbildung der Nation-Form und kann über diese hinaus andauern. Aber es ist ihre nationale Bedeutung, d.h. ihre unmittelbare Bedeutung für die Produktion der Ethnizität, die dafür sorgt, daß sie zusammen einen ideologischen Staatsapparat bilden, was in ihrer wachsenden Interdependenz und ihrer Tendenz zum Ausdruck kommt, die gesamte Zeit der Heranbildung der Menschen unter sich aufzuteilen. In diesem Sinne gibt es in den bürgerlichen Gesellschaftsformationen nur *einen* dominanten »ideologischen Staatsapparat«; dieser setzt die schulischen und familiären Institutionen, auch andere auf die Schule und die Familie bezogene Institutionen, für seine Zwecke ein, und seine Existenz ist die Basis für die Hegemonie des Nationalismus.

Zum Schluß noch eine letzte Bemerkung. Die Verbindung, ja die Komplementarität, bedeutet keine Harmonie. Die sprachliche Ethnizität und die rassische (oder erbliche) Ethnizität schließen sich in gewissem Sinne aus. Ich habe schon gesagt, daß die sprachliche Gemeinschaft offen ist, während die rassische Gemeinschaft prinzipiell als eine geschlossene erscheint (denn sie führt — theoretisch — dazu, daß für alle Zeiten, d.h. bis zum Ende der Generationen, diejenigen außerhalb der Gemeinschaft oder an ihren »unteren«, »fremden«, Rändern gehalten werden, die nach ihren Kriterien keine echten Staatsangehörigen sind). In einem Fall wie im anderen handelt es sich dabei natürlich um idealtypische Vorstellungen. Der Symbolismus der Rasse kombiniert das Element der anthropologischen Universalität, auf das er sich gründet (die Kette der Generationen, die absolute auf die gesamte Menschheit ausgedehnte Verwandtschaft) mit einer imaginären

Segregation und imaginären Verboten. Aber in der Praxis gehen die Wanderungsbewegungen, die interrassischen Eheschließungen ständig über die so projizierten Grenzen hinaus (selbst dort, wo eine auf Zwang beruhende Politik die »Vermischung« kriminalisiert). Das wirkliche Hindernis für die Durchmischung der Bevölkerungen besteht vielmehr in den Klassenunterschieden, die tendenziell neue Kastenphänomene entstehen lassen. Die erbliche Substanz der Ethnizität muß immerfort neu definiert werden: gestern das »Germanentum«, die »französische« oder »angelsächsische« Rasse, heute das »Europäertum« oder die »Okzidentalität«, morgen vielleicht die »mediterrane Rasse«. Umgekehrt ist die Offenheit der Sprachgemeinschaft nur ideell vorhanden, obwohl ihre materielle Grundlage die Möglichkeit ist, Sprachen zu übersetzen, also die Fähigkeit der Menschen, sich mehr sprachliche Kompetenz anzueignen.

Formal egalitär, schafft die Zugehörigkeit zur Sprachgemeinschaft — vor allem, weil sie durch die schulischen Institutionen vermittelt ist — sogleich Spaltungen, differentielle Normen, die sich ganz massiv mit den Klassenunterschieden decken. Je mehr das Leben der bürgerlichen Gesellschaften von Schulen bestimmt wird, desto mehr wirken die Unterschiede in der sprachlichen (und damit in der literarischen, »kulturellen«, technologischen) Kompetenz als Kastenunterschiede, die den Individuen verschiedene »soziale Schicksale« zuweisen. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß sie unmittelbar mit einem körperlichen *Habitus* verbunden werden (um mit Pierre Bourdieu zu sprechen), der dem Sprechvorgang in seiner persönlichen, nicht verallgemeinerbaren Ausprägung die Funktion eines rassischen oder quasi-rassischen Stigmas verleiht (und der immer eine sehr wichtige Rolle bei der Formulierung des »Klassenrassismus« spielt): »ausländischer« oder »regionaler« Akzent, »volkstümliche« Ausdrucksweise, »Sprachfehler« oder, umgekehrt, die ostentative »Korrektheit«, die unmittelbar auf die Zugehörigkeit des Sprecher zu einer bestimmten Bevölkerungsgruppe verweist und spontan mit einer familiären Herkunft, einer erblichen Veranlagung in Verbindung gebracht wird.[18] Die Produktion der Ethnizität, das bedeutet auch die Rassisierung der Sprache und die Verbalisierung der Rasse.

Es ist nicht ohne Belang — weder unter dem Gesichtspunkt der unmitttelbaren Politik, noch unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung der Nation-Form, ihrer zukünftigen Rolle bei der Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse —, ob diese oder jene Vorstellung der Ethnizität dominierend ist. Denn daraus ergeben sich zwei radikal andere Einstellungen zum Problem der Integration und der Assimilation,

zwei Weisen, die Rechtsordnung zu fundieren und die Institutionen zu nationalisieren.[19]

Die französische »revolutionäre Nation« hat sich zunächst vor allem um das Symbol der Sprache herum gebildet: sie hat einen engen Zusammenhang zwischen der politischen Einheit und der sprachlichen Einheitlichkeit, zwischen der Demokratisierung des Staates und der erzwungenen Verdrängung der kulturellen »Partikularismen« hergestellt, die hauptsächlich am »Dialekt« festgemacht wurden. Dagegen hat die amerikanische »revolutionäre Nation« ihre Ursprungsideale auf einer doppelten Verdrängung aufgebaut: die der Ausrottung der indianischen »Eingeborenen« und die des Unterschieds zwischen den »weißen« Freien und den »schwarzen« Sklaven. Die von der angelsächsischen »Mutter-Nation« übernommene Sprachgemeinschaft stellte anscheinend kein Problem dar — bis die Einwanderung der Hispanier ihr die Bedeutung eines Klassensymbols *und* eines Rassenmerkmals gab. Der »Nativismus« gehörte in Frankreich implizit zur Geschichte der nationalen Ideologie, bis am Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Kolonisation einerseits sowie der intensivere Zustrom von Arbeitskräften und die Segregation der Arbeiter nach ihrer ethnischen Herkunft andererseits zum Entstehen des Phantasmas von der »französischen Rasse« führen. In der Geschichte der amerikanischen nationalen Ideologie war er dagegen sehr explizit vorhanden. Diese stellt sich die Entstehung des amerikanischen Volkes so vor, daß alles zu einer neuen Rasse verschmolzen ist, daß es aber auch eine hierarchische Kombination verschiedener ethnischer Beiträge gibt, wobei sie vor dem schwierigen Problem steht, Analogien zu ziehen zwischen der europäischen oder asiatischen Einwanderung und den sozialen Ungleichheiten, die noch aus der Sklavenzeit herrühren und durch die ökonomische Ausbeutung der Schwarzen verschärft werden.[20]

Aus diesen historischen Unterschieden ergibt sich nicht zwangsläufig ein bestimmtes Schicksal — sie sind vielmehr der Gegenstand der politischen Kämpfe —, aber sie bewirken eine tiefgreifende Veränderung der Bedingungen, unter denen sich die Probleme der Assimilation, Gleichberechtigung, Staatsbürgerschaft, des Nationalismus und des Internationalismus stellen. Man kann sich ernsthaft fragen, ob der »Aufbau Europas«, in dem Maße, wie er versuchen wird, nationalstaatliche Funktionen und Symbole auf die Ebene der »Gemeinschaft« zu verlagern, in der Frage der Produktion der Ethnizität *mehr* auf die Herstellung einer »gemeinsamen europäischen Sprache« (und wenn ja, welcher) ausgerichtet sein wird oder *mehr* auf die Idealisierung der »demographischen Identität Europas«, die vor allem als Gegensatz zu

den »Bevölkerungen des Südens« (Türken, Araber, Schwarze) konzipiert wird.[21] Jedes »Volk«, das durch einen nationalen Prozeß der Ethnisierung geschaffen wurde, ist heute gezwungen, in der Welt der transnationalen Kommunikationssysteme und der weltweiten Kräfteverhältnisse seinen eigenen Weg der Überwindung der Exklusivität oder der Identitätsideologie zu finden. Anders gesagt: jedes Individuum ist gezwungen, im Prozeß der Veränderung der imaginären Projektionen »seines« Volkes Möglichkeiten zu finden, sich ganz von diesen zu befreien, um mit den Menschen anderer Völker zu kommunizieren, die die gleichen Interessen und teilweise auch die gleiche Zukunft haben.

Anmerkungen

1 Vgl. das Buch von Gérard Noiriel, *Le Creuset francais*, Editions du Seuil, 1988.

2 Wenn man jedoch symbolisch eines auswählen müßte, könnte man die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nehmen: Abschluß der spanischen Eroberungen in der Neuen Welt, beginnender Niedergang des Habsburger-Reichs, Ende der dynastischen Kriege in England, Beginn des holländischen Unabhängigkeitskriegs.

3 Fernand Braudel, *Civilisation matérielle et capitalisme*, Bd. 2, *Les Jeux de l'échange*; Bd. 3, *Le Temps du Monde,* A. Colin, Paris, 1979 (dt. Ausg.: *Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts.* 3 Bde., München, Kindler, 1985/86); Immanuel Wallerstein, *The Modern World-System*, Bd. 1, *Capitalist Agriculture and the Origin of the European World-Economy in the Sixteenth Century,*, Academic Press, 1974; Bd. 2, *Mercantilism and the Consolidation of the European World-Economy*, Academic Press, 1980.

4 Vgl. Braudel, *Le Temps du Monde, op. cit.*, S. 71ff.; Wallerstein, *Capitalist Agriculture ... op. cit.*, S. 165ff.

5 Unter diesem Gesichtspunkt ist es nicht verwunderlich, daß die »orthodoxe« marxistische Theorie von der linearen Aufeinanderfolge der Produktionsweisen in der UdSSR mit dem Sieg des Nationalismus zur offiziellen Doktrin wurde, zumal sie es erlaubte, sich den »ersten sozialistischen Staat« als die neue universelle Nation vorzustellen.

6 Eugen Weber, *Peasants into Frenchmen*, Stanford University Press, 1976.

7 Gérard Noiriel, Longwy. *Immigrés et prolétaires, 1880-1980*, Paris, PUF, 1984; *Le creuset francais. Histoire de l'immigration XIXe-XXe siècles*, Paris, Editions du Seuil, 1988.

8 Einige zusätzliche Darlegungen zu diesem Punkt enthält meine Untersuchung »Propositions sur la citoyenneté« in *La Citoyenneté*, hg. von C. Wihtol de Wenden, Edilig-Fondation Diderot, Paris, 1988.

9 Für all diese Punkte ist das Werk von Kantorowicz von großer Bedeutung: vgl. *Mourir pour la patrie et autres textes*, PUF, 1985.

10 Ich sage, daß »sie einschließen«, aber man müßte hinzufügen: *oder sie schließen aus*, denn genau das wird gleichzeitig durch die die Ethnisierung des Nationalvolks und der anderen Völker bewirkt: es gibt keine andere historische Differenz mehr als die ethnische (so müssen die Juden auch »ein Volk« sein). Zur Ethnisierung der kolonisierten Bevölkerungen vgl. J.-L. Amselle und E. M'Bokolo, *Au coeur de l'ethnie: ethnies, tribalisme et Etat en Afrique*, Paris, La Découverte, 1985.

11 Ernest Gellner (*Nations and Nationalism,* Oxford, 1983) und Benedict Anderson (*Imagined Communities,* London, 1983), deren Analysen sich übrigens als »materialistisch« und »idealistisch« gegenüberstehen, insistieren beide zu Recht auf diesem Punkt.

12 Vgl. Renée Balibar, *L'institution du français. Essai sur le colinguisme des Carolingiens à la République,* Paris, PUF, 1985.

13 Dazu gibt es fesselnde Ausführungen von Jean-Claude Milner, aber mehr in *Les Noms indistincts* (Seuil, 1983), S. 43 ff. als in *L'Amour de la langue* (Seuil, 1978). Zu der Alternative von »Klassenkampf« und »Sprachenkrieg« in der UdSSR zum Zeitpunkt der Durchsetzung der Politik des »Sozialismus in einem Land« vgl. F. Gadet, J.-M. Gaymann, Y. Mignot, E. Roudinesco, *Les Maitres de la langue,* Maspero, 1979.

14 Fügen wir hinzu: hier haben ein sicheres *Kriterium* für die Vermittlung zwischen dem Rassismus und dem Nationalismus: jeder Diskurs über das Vaterland oder über die Nation, die diese Begriffe mit der »Verteidigung der Familie« koppelt — ohne von der Geburtenrate zu sprechen —, bewegt sich bereits im Universum des Rassismus.

15 Philippe Ariès, *L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime,* Neuausgabe, Seuil, 1975; Edward Shorter, *Naissance de la famille moderne, XVIIIe-XXe siècles,* Seuil, 1977; Jack Goody, *L'Evolution de la famille et du mariage en Europe.* A. Colin, 1985.

16 Vgl. Louis Althusser, »Ideologie et appareils idéologiques d'Etat«, neu abgedruckt in *Positions,* Editions sociales, Paris, 1976. (Dt. Ausg.: *Ideologie und ideologische Staatsapparate,* Hamburg, VSA, 1977).

17 Michel Foucault, *La Volonté de savoir,* Gallimard, 1976. (Dt. Ausg.: *Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen.* Frankfurt/M., Suhrkamp, 1976).

18 Vgl. Pierre Bourdieu, *La Distinction. Critique sociale du jugement,* Ed. de Minuit, 1979 (dt. Ausg.: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt/M., Suhrkamp, 1982); *Ce que parler veut dire; l'économie des échanges linguistiques,* Fayard, 1982; und die Kritik der Gruppe »Révoltes logiques« (*L'Empire du sociologue,* La Découverte, 1984), die sich im wesentlichen auf die Art und Weise bezieht, in der Bourdieu die sozialen Rollen als »Schicksale« *fixiert,* und ihrem Antagonismus sogleich eine Reproduktionsfunktion für das »Ganze« zuweist (das Kapitel über die Sprache stammt von Francoise Kerleroux).

19 Vgl. einige wertvolle Hinweise in dem Buch von Francoise Gadet und Michel Pêcheux, *La Langue introuvable,* Maspero, 1981, S. 38ff. (»L'anthropologie linguistique entre le Droit et la Vie«).

20 Zum amerikanischen »Nativismus« vgl. R. Ertel, G. Fabre, E. Marienstras, *Les minorités aux Etats-Unis,* Paris, Maspero, 1974, S. 25ff.; Michael Omi und Howard Winant, *Racial Formation in the United States. From the 1960s to the 1980s,* Routledge and Kegan Paul, 1986, S. 120. Interessanterweise entwickelt sich heute in den USA eine (gegen die Einwanderung aus Lateinamerika gerichtete) Bewegung, die fordert, daß das Englische zur *offiziellen* Nationalsprache wird.

21 Am Schnittpunkt dieser Alternative stellt sich die folgende, wahrhaft entscheidende Frage: werden die administrativen und schulischen Institutionen des künftigen »vereinten Europas« zulassen, daß das Arabische, Türkische, und gar manche asiatischen und afrikanischen Sprachen gleichberechtigt neben dem Französischen, Deutschen und Portugiesischen stehen, oder werden sie diese als »fremde« Sprachen betrachten?

Kapitel 6

Haushaltsstrukturen und die Formierung der Arbeitskraft in der kapitalistischen Weltwirtschaft

Immanuel Wallerstein

Zu den institutionellen Schlüsselstrukturen der kapitalistischen Weltwirtschaft gehören die Haushalte. Es ist immer ein Fehler, gesellschaftliche Institutionen auf transhistorische Weise zu analysieren, so als würden sie eine Gattung bilden, von der jedes historische System seine je eigene Variante oder Art hervorbringt. Vielmehr sind die vielfältigen institutionellen Strukturen eines gegebenen Systems a) für dieses auf grundlegende Weise einzigartig, und b) Bestandteil einer *Reihe* von Institutionen, die miteinander verbunden sind und in ihrer Gesamtheit die operationalen Strukturen des Systems ausmachen.

In dem von uns betrachteten Fall ist das historische System die kapitalistische Weltwirtschaft, die eine einzige sich entwickelnde historische Entität darstellt. Die in diesem System angesiedelten Haushalte können am sinnvollsten im Hinblick darauf analysiert werden, wie sie in die Reihe von Institutionen, durch die das System gekennzeichnet wird, sich einfügen. Ein solches Verfahren ist fruchtbarer als der Vergleich mit hypothetisch ähnlichen Institutionen (die oftmals den gleichen Namen tragen) in anderen historischen Systemen. Tatsächlich läßt sich mit Fug und Recht bezweifeln, ob es in vorangegangenen Systemen etwas gegeben hat, das unseren »Haushalten« vergleichbar gewesen wäre (doch gilt dies auch für institutionelle Begriffe wie »Staat« oder »Klasse«). Die transhistorische Verwendung solcher Begriffe wie »Haushalt« läuft im besten Fall auf eine Analogie hinaus.

Wir wollen also nicht die mutmaßlichen Eigenschaften möglicherweise vergleichbarer Institutionen untersuchen, sondern das Problem innerhalb der gegenwärtigen kapitalistischen Weltwirtschaft angehen. Die wesentliche Eigenschaft und der Daseinsgrund dieses Systems ist die endlose Akkumulation von Kapital. Im Verlauf der Zeit führt diese Akkumulation dazu, alle Dinge in Waren zu verwandeln, die weltweite Produktion absolut zu steigern und die gesellschaftliche Arbeitsteilung vielschichtiger und raffinierter zu gestalten. Das Ziel der Akkumulation setzt eine System polarisierender Verteilungsmechanismen voraus, in dem die Mehrheit der Weltbevölkerung als mehrwehrtproduzierende Arbeitskraft dient, während die verbleibende Minderheit sich diesen Mehrwert auf verschiedene Weise aneignet.

Diese weltweit existierende Arbeitskraft muß produziert und reproduziert werden. Was für Probleme bringt dies aus der Sicht von kapitalakkumulierenden Instanzen mit sich? Drei Hauptpunkte können, so denke ich, hier genannt werden:

1. Sie ziehen Nutzen aus der Existenz einer Arbeitskraft, deren Verfügbarkeit *zeitlich* variabel gehalten ist. Das heißt, der individuelle Unternehmer möchte die Ausgaben in direkter Beziehung zur Produktion kalkulieren können und wird von daher keine Lohnkosten veranschlagen wollen, die ihm eine zukünftige Option auf ungenutzte Arbeitszeit sichern. Andererseits benötigt er arbeitswillige Personen, um produzieren zu können. Die zeitliche Variabilität kann sich auf das Jahrzehnt, das Jahr, die Woche und sogar die Stunde beziehen.
2. Sie ziehen Nutzen aus der Existenz einer Arbeitskraft, deren Verfügbarkeit *räumlich* variabel gehalten ist. Das heißt, der individuelle Unternehmer möchte seinen Betrieb aus eventuellen Kostengründen (Transportkosten, Arbeitslöhne usw.) verlagern können, ohne durch die geographisch bestimmte Verteilung der globalen Arbeitskraft unnötig behindert zu werden. Die räumliche Variabilität kann sich auf Kontinente, auf den Wechsel zwischen Stadt und Land oder den unmittelbaren Standortwechsel beziehen
3. Sie ziehen ihren Nutzen daraus, daß der Kostenfaktor, den die Arbeitskraft darstellt, so niedrig wie möglich gehalten wird. Das heißt, der individuelle Unternehmer möchte seine direkten Kosten (seien es Löhne, indirekte geldliche Vergütungen oder Naturalien) zumindest mittelfristig minimieren.

Diese drei Punkte muß der individuelle Unternehmer beachten, wenn er nicht bankrott gehen und vom ökonomischen Kampfplatz vertrieben werden will. Doch liegt jeder dieser drei Punkte im partiellen Widerspruch zu den Interessen der kapitalakkumulierenden Instanzen als einer globalen Klasse. Als solche nämlich müssen sie sicherstellen, daß die globale Arbeitskraft in numerischer Hinsicht entsprechend dem Maßstab der Weltproduktion reproduziert wird und sich zugleich nicht als eine Klassenmacht organisiert, welche die Existenz des Systems an sich bedrohen kann. Mithin können den kapitalakkumulierenden Instanzen, insoweit sie eine globale Klasse bilden, bestimmte Arten der Umverteilung als notwendig erscheinen, um einen angemessenen Grad weltweiter effektiver Nachfrage zu gewährleisten, eine auf lange Sicht berechnete Reproduktion der globalen Arbeitskraft zu sichern und angemessene politische Verteidigungsmechanismen zu garantieren, die das System schützen, indem bestimmte Kader an der Distribution des Mehrwerts beteiligt werden.

Daraus ergibt sich ein weiteres Problem. Wie können Institutionen beschaffen sein, die aus der Sicht der kapitalakkumulierenden Instanzen (in ihren widersprüchlichen Funktionen als konkurrierende Individuen und als kollektive Klasse) die optimale Formierung der Arbeiterschaft gewährleisten? Wir werden verschiedene Gründe benennen, aus denen die historische Entwicklung von »Haushalts«strukturen mit diesen Zielvorstellungen in Einklang gewesen ist. Die widersprüchlichen Bedürfnisse, die Unternehmer als Individuen resp. als Klasse haben, können am besten miteinander ausgesöhnt werden, wenn die Faktoren, die die Versorgung mit Arbeitskräften gewährleisten, von (bildlich gesprochen) eher zähflüssiger Konsistenz sind: die Institutionen sollen auf den ständig wechselnden Druck, den der Markt ausübt, flexibel, aber nicht überhastet reagieren. So wie der »Haushalt« sich im Kapitalismus historisch entwickelt hat, scheint er genau diese Eigenschaft zu besitzen. Seine Grenzen sind geschmeidig und besitzen dennoch eine kurzfristige Festigkeit, die sich sowohl dem ökonomischen Eigennutz als auch der sozialpsychologischen Struktur seiner Mitglieder verdankt.

Diese Grenzen sind hauptsächlich auf dreierlei Weise relativ geschmeidig gehalten worden. Erstens wurde ein beständiger Druck ausgeübt, um die Haushaltsorganisation aus ihrer territorialen Verankerung zu reißen. In der frühen Phase ging es (wie seit langem bekannt ist) darum, immer mehr Menschen von ihrer physischen, gesetzlichen und emotionalen Bindung an ein bestimmtes Stückchen Land loszulösen. In der zweiten Phase, die zeitlich zumeist später lag, wurde Druck ausgeübt, um das Zusammenleben und -wohnen von Menschen, das ihnen als Grundlage der gesetzlichen und sozialpsychologischen Bindungen an eine allen gemeinsame Einkommensstruktur diente, einzuschränken, ohne es gänzlich zu beseitigen. (In diesem Phänomen will man — einigermaßen unzutreffend, wie ich meine — die Entstehung der Kleinfamilie erblickt haben.)

Zweitens wurde, als die kapitalistische Weltwirtschaft sich im Lauf der Zeit entwickelte, zunehmend deutlicher, daß die gesellschaftliche Teilung der Produktion sich auf eine globale Schicht von Arbeitskräften gründete, die nur partiell entlohnt wurden. Diese partielle Entlohnung stellte sich auf doppelte Weise dar. Zum einen verteilten sich die Haushalte, weltweit betrachtet, auf einer Kurve, die den Prozentsatz der insgesamt durch Lohn vergüteten produktiven Arbeit repräsentierte. Eine geeignete statistische Analyse der Weltwirtschaft insgesamt würde, so vermute ich, zeigen, daß diese Kurve über einen geschichtlichen Zeitraum hinweg ihr asymmetrisches Aussehen verloren und sich eher der

Gaußschen Normalverteilung angenähert hat. Zum anderen gibt es innerhalb der kapitalistischen Weltwirtschaft praktisch keine Haushalte, die an den äußeren Enden der Kurve angesiedelt wären. Das bedeutet, daß nahezu jeder einzelne Haushalt Vergütungen empfing, die einer nur partiellen Lohnarbeit entsprachen.

Drittens wurden die Haushalte, was die Formen ihrer Integration in die weltweite Arbeitskraft anging, in zunehmendem Maße nach Gesichtspunkten der Ethnizität/Nationalität und des sozialen Geschlechts geschichtet. Parallel dazu gewann die Ideologie der Chancengleichheit theoretisch wie praktisch wachsenden Einfluß. Diese beiden gegenläufigen Tendenzen konnten miteinander in Einklang gebracht werden, weil die tatsächliche Schichtung sich flexibel gestalten ließ. Die Grenzlinien der Ethnizität waren nämlich (wie auch die Regeln der Endogamie) selbst geschmeidig und formbar. Andererseits waren die das soziale Geschlecht definierenden Grenzen zwar starrer, es erwies sich jedoch als möglich, die auf seiner Grundlage jeweils zugewiesenen Beschäftigungen fortwährend neu zu bestimmen und zu verteilen.

Es sei darauf hingewiesen, daß jeder dieser Gesichtspunkte (territoriale Bindung, Lohnarbeit, ethnische/geschlechtsspezifische Schichtung) eine spannungsgeladene Struktur aufweist: der Bruch mit der Territorialität führte nicht zur Auflösung gemeinsamer Wohn- und Lebensformen, das System der Lohnarbeit beruhte auf der Partialität ebendieser Arbeit, das System der ethnischen und geschlechtsspezifischen Schichtung wurde durch die Ideologie der Chancengleichheit abgemildert. Genau diese Spannungen und Übergangsformen ermöglichten es den kapitalakkumulierenden Instanzen, die globale Arbeitskraft (wenn auch nur bis zu einem gewissen Grad) zu manipulieren. Aus ebendiesen Spannungen erwuchs die Kraft und die Ambivalenz der Gegenbewegung dieser Arbeitskraft. Diese Gegenbewegung äußerte sich als soziales Bewußtsein (in der Loyalität gegenüber einem Volk, einer Klasse, einem Haushalt) und als politisches Bewußtsein (im Engagement für gesellschaftliche Veränderungen).

Aus der Sicht der kapitalakkumulierenden Instanzen erweist sich die Effizienz von Haushalten als Verwaltungseinheiten eines gemeinsamen Einkommens (als Kommensalismus im übertragenen Sinne) im Vergleich mit zwei hypothetischen Alternativen. Die eine ist eine »Gemeinschaft« (Kommune) von fünfzig bis hundert oder noch mehr Personen; die zweite ist eine sehr kleine, für sich bestehende Einheit (eine Einzelperson, eine Kleinfamilie mit noch nicht volljährigen Kindern). Natürlich war die Gemeinschaft in früheren historischen Systemen eine häufig auftretende Einheit, in der sich die gesellschaftliche

Reproduktion vollzog. Es hat hier und da (zumeist erfolglose) Versuche gegeben, Einheiten solcher Größe innerhalb der kapitalistischen Weltwirtschaft wiederzubeleben. Die ganz kleinen Einheiten kamen natürlich vor, schienen aber auch, weil sie als nicht »überlebensfähig« betrachtet wurden, auf starken Widerstand zu stoßen.

In der Realität neigten diejenigen Haushalte, die tatsächlich eine gemeinsame Einkommensverwaltung aufweisen, zu einer eher mittleren Größe. Um allzu kleine Einheiten zu vermeiden, wurde das Netzwerk der Verwandtschaftsbeziehungen oftmals um Personen erweitert, die nicht mittelbar zur Familie gehörten. Und um zu große Einheiten zu vermeiden, sind die gegenseitigen sozialen Verpflichtungen gesetzlich begrenzt worden. Warum aber sollte eine solche Tendenz zur mittleren Dimension — was die Größe wie auch die Zusammensetzung betrifft — vorherrschend gewesen sein?

Anscheinend bestand der hauptsächliche Nachteil der zu kleinen Einheiten darin, daß das für die Absicherung der kollektiven Reproduktion erforderliche Lohn- oder Einkommensniveau beträchtlich höher lag als das der mittleren Einheiten. Wo das Lohnniveau zu niedrig war, versuchten die Haushalte selbst ihre Grenzen zu erweitern, um ihr Überleben zu sichern. Aber dies lag auch deutlich im Interesse der kapitalakkumulierenden Instanzen.

Andererseits schien der hauptsächliche Nachteil der zu großen Einheiten darin zu liegen, daß das für das Überleben notwendige Niveau der Arbeitsleistungen zu niedrig war. Das gefiel den kapitalakkumulierenden Instanzen nicht, weil sich dadurch der Druck auf die Individuen, dem Arbeitsmarkt zur Verfügung zu stehen, verringerte. Die Mitglieder der Arbeiterschaft bemerkten ihrerseits, daß sich in der Gemeinschaft eine Spannung entwickelte, weil einige glaubten, von einer gewissen regionalen Mobilität profitieren zu können, während dies für andere nicht galt. Ein Haushalt ließ sich »verlagern«, eine Gemeinschaft dagegen kaum.

Institutionelle Strukturen sind keine unmittelbaren Gegebenheiten. Sie sind der Schauplatz, oder besser noch, der Gegenstand widersprüchlicher Formierungsbestrebungen. Um die Institution des Haushalts sind in erster Linie zwei Arten von Kämpfen geführt worden. Der erste bezog sich auf die durchaus nicht seltenen Interessenkonflikte zwischen den in einem Haushalt zusammengefaßten Arbeitern und den kapitalakkumulierenden Instanzen, die in einer bestimmten Region und/oder einem bestimmten Staat die Macht besaßen. Der zweite entstand aus dem Widerspruch zwischen den Zielvorstellungen, die diese Instanzen in bezug auf die Haushaltsstrukturen entwickelten und der

häufig sich ergebenden Notwendigkeit, Verhaltensweisen auszubilden, die diese Zielvorstellungen unterminierten. Wir wollen beide Formen gesondert betrachten.

Als eine Einheit, in der das Einkommen gemeinsam verwaltet wird, ist der Haushalt ein Bollwerk sowohl der Anpassung an als auch des Widerstandes gegen die von den kapitalakkumulierenden Instanzen bevorzugten Formen der Allokation von Arbeitskräften. In dem Maße, in dem die Verantwortung für die Reproduktion der Arbeitskraft von der »Gemeinschaft« auf den »Haushalt« überging (eine Entwicklung, die vom Staat erzwungen wurde), erwies sich die Formbarkeit dieser Institution (was Mitgliedschaft, Grenzen, Kombinationsformen der Arbeit und Situierung anging) als nützlich nicht nur für die kapitalakkumulierenden Instanzen, sondern auch für die Arbeiterschaft, die nun zumindest kurzfristig dem ausgeübten Druck widerstehen oder ausweichen konnte. Tatsächlich war bis zum Entstehen der Arbeiterbewegung und sogar noch danach die Entscheidung über alle den Haushalt betreffenden Dinge vielleicht die wichtigste politische Waffe, die der globalen Arbeitskraft im Alltag zur Verfügung stand. Was man häufig für atavistische Bestrebungen gehalten hat, waren oftmals sozialpolitische Abwehrmaßnahmen zur Verteidigung von Gebrauchswerten; manchmal handelte es sich auch einfach um den Versuch, die Ausbeutungsrate möglichst niedrig zu halten. Die Tatsache, daß die Nachfrage der Haushalte unvorhersehbaren Schwankungen unterworfen war (z.B. hinsichtlich der steigenden oder sinkenden Anzahl lohnarbeitender Frauen) kann de facto auf sehr einfache Weise erklärt werden, wenn wir eine solche Nachfrage als taktisches, und nicht als strategisches Element betrachten, als unmittelbare Reaktion auf eine unmittelbar gegebene politische Situation.

Die tatsächlichen Formen des Konflikts zwischen dem Haushalt als einem Ort politischen Widerstands seitens der globalen Arbeitskraft und den kapitalakkumulierenden Instanzen als Kontrollmechanismen staatlicher und wirtschaftlicher Strukturen sind, mitsamt den systematischen raum-zeitlichen Veränderungen dieses widersprüchlichen Verhältnisses, ein Thema, das weiter ausgearbeitet zu werden verdient. Hier jedoch möchte ich mich dem Einfluß zuwenden, den diese Widersprüche innerhalb der grundlegenden ökonomischen Mechanismen des Kapitalismus selbst ausüben. Kapitalismus heißt Durchsetzung der Warenform, doch geschieht dies, wie wir hervorgehoben haben, nur teilweise. Doch ist die Ausweitung der Warenform de facto ein gebräuchlicher Mechanismus gewesen, um den zyklischen Stagnationskrisen der Weltwirtschaft zu entrinnen. Das Ergebnis kann folgender-

maßen zusammengefaßt werden: Die Kapitalagenten streben, sich selbst zum Trotz und im Widerspruch zu ihren eigenen langfristigen Interessen, die vollständige Durchsetzung der Warenform auch und gerade im Alltagsleben an. Die Beschreibung dieses säkularen Vorgangs ist seit zwei Jahrhunderten ein umfassender Bestandteil sozialwissenschaftlicher Bemühungen gewesen. Auf lange Sicht gewährleistet die vollständige Durchsetzung der Warenform den sicheren Tod des Systems. In der Zwischenzeit wird er auf Haushaltsstrukturen übertragen, deren innere Entwicklung in zunehmendem Maße durch die Warenform determiniert wird. Das geht von der Essenszubereitung über die Reinigung und Reparatur von Kleidung und Haushaltszubehör bis zur Kindererziehung, Krankenpflege und therapeutischer Seelsorge. Mit der zunehmenden Durchsetzung der Warenform im Alltagsleben geht der Niedergang gemeinsamer Wohnformen und der Verwandtschaftsbeziehungen als Grenzbestimmungen der Haushaltsstrukturen Hand in Hand. Am Endpunkt dieses säkularen Drucks steht jedoch, wie mir scheint, nicht das »Individuum« oder die »Kleinfamilie«, sondern eine Einheit, deren Kohäsionskraft in wachsendem Maße von der Funktion der gemeinsamen Einkommensverwaltung abhängt.

Der Titel des 1982 erschienenen Buches von Marshall Berman *(All that is solid melts into air)* über die Erfahrung der Moderne spielt auf eine Metapher an, derer sich Marx im *Kommunistischen Manifest* bedient: »Alles Stehende und Ständische verdampft ...« heißt es dort am Ende der Analyse, die die unaufhörliche »Revolutionierung« der Produktionsmittel und -verhältnisse schildert. Marx fährt fort: »... alles Heilige wird entweiht ...«, und er beendet den Satz mit einer Passage, die für unseren Zusammenhang am wichtigsten sein dürfte: »... und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen.« In vielerlei Hinsicht geschieht dies erst jetzt. Es ist der proletarische Haushalt, der, losgerissen von der einstmals so festen Bindung an das Territorium, die Verwandtschaftsbeziehungen, die gemeinsamen Wohnformen, und für die Dauer des Lebens auf die Verwaltung des notwendigen gemeinsamen Einkommens festgelegt, die wahren Lebensbedingungen in ihrer nackten Deutlichkeit bloßlegt. Aus diesem Grunde ist es politisch nicht möglich, die Lebensbedingungen auf dem Minimum einzufrieren. Die Ausdehnung der Warenform selbst ist die gründlichste Form der Politisierung. Wenn alles Heilige entweiht wird, dann läßt sich die ungleiche Einkommensverteilung nicht länger rechtfertigen. Sogar die individualistische Reaktion, die sich in der Forderung »Ich will mehr« ausdrückt, gewinnt die Gestalt des Anspruches

»Ich will zumindest meinen gerechten Anteil«. Das ist die radikalste politische Botschaft, die man sich vorstellen kann.

Dergestalt wird deutlich, warum die Bemühungen der kapitalakkumulierenden Instanzen immer dahin gingen, einen Haushalt »mittlerer Größe« zu schaffen, das heißt, mit den älteren, »gemeinschaftlichen« Formen der Organisation von Arbeitskräften zu brechen, zugleich aber den ebenso langsamen wie unerbittlichen Fortgang der Proletarisierung aufzuhalten. Es ist von daher kein Zufall, daß Probleme, die sich aus dem Familienleben, aus geschlechtsspezifischen Rechten und aus der Organisation des Alltagslebens ergeben, auf der politischen Tagesordnung immer noch obenan stehen. In der Tat werden diese Probleme aufgrund des beständigen Fortschreitens der Proletarisierung immer drängender. Zugleich wird der Proletarisierungsprozeß von den kapitalakkumulierenden Instanzen mit tiefem Mißtrauen, von der globalen Arbeiterschaft aber oft mit tiefgreifender Bestürzung betrachtet, was angesichts der ambivalenten Positionen, die die Organisationen der Arbeiterbewegung in dieser Frage entwickelt haben, nicht erstaunen kann. Und doch ist dieser Prozeß in vielerlei Hinsicht der Schlüssel für die Strukturierung des Klassenbewußtseins und von daher für die geschichtlichen Möglichkeiten der Arbeiterbewegung selbst.

III.
Die Klassen: Polarisierung und Überdeterminierung

Kapitel 7

Der Klassenkonflikt in der kapitalistischen Weltwirtschaft

Immanuel Wallerstein

Der Begriff der gesellschaftlichen Klasse ist nicht von Marx erfunden worden. Er war schon den Griechen bekannt und tauchte in der europäischen Sozialphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts, sowie in den Analysen, die unter dem Eindruck der Französischen Revolution entstanden waren, wieder auf. Marx hat auf dreifache Weise zur Entfaltung dieses Begriffs beigetragen. Erstens war für ihn *alle* Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen. Zweitens wies er auf die Tatsache hin, daß eine *Klasse an sich* nicht notwendigerweise eine *Klasse für sich* darstellt. Drittens verlegte er den grundlegenden Konflikt der kapitalistischen Produktionsweise in den Widerspruch zwischen Bourgeoisie und Proletariat, zwischen den Besitzern und Nicht-Besitzern von Produktionsmitteln. (Dies kontrastiert der Vorstellung, der hauptsächliche Antagonismus bestehe zwischen einem produktiven und einem nicht-produktiven Sektor, wobei ersterer Arbeiter und kapitalistische Produzenten als produktive Kräfte zusammenfaßt, um sie den nicht-produktiven Rentiers, die den zweiten Sektor ausmachen, entgegenzusetzen.)

Als die Klassenanalyse immer mehr in revolutionäre Zielvorstellungen eingebettet wurde, verabschiedeten sich die nicht-revolutionären Denker von ihr, wobei viele, wenn nicht gar die meisten ihr mit großer Leidenschaft jegliche Legitimation absprachen. Seitdem sind die drei hauptsächlichen Elemente der Klassenanalyse von Marx Gegenstand heftigster Auseiandersetzung gewesen.

Gegen das Argument, der Klassenkonflikt sei die grundlegende Form des Konflikts zwischen Gruppen wandte Weber ein, daß die *Klasse* nur eine von drei Dimensionen sei, in denen Gruppen sich herausbilden würden. Die anderen beiden Dimensionen würden durch die Begriffe des *Status* und der *Ideologie* gebildet, und alle drei Dimensionen seien gleichermaßen relevant. Viele von Webers Schülern gingen noch weiter und hielten den Konflikt zwischen Ständen (bzw. Statusgruppen) für das ursprüngliche Element gesellschaftlicher Widersprüche.

Gegen die Behauptung, es gebe Klassen *an sich* ungeachtet der Frage, ob sie sich zu einem bestimmten Zeitpunkt als *Klassen für sich*

konstiuiert hätten, wurde seitens der Sozialpsychologie eingewendet, daß nur eine vom »subjektiven Moment« ausgehende Konstruktion als sinnvoll angesehen werden könnte. Die Individuen seien nur als Mitglieder jener Klassen zu betrachten, denen sie sich selbst zugehörig fühlten.

Gegen die These, Bourgeoisie und Proletariat würden innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise die beiden wesentlichen antagonistischen Gruppen darstellen, wurde vielfach eingewendet, daß es mehr als nur zwei »Klassen« gebe (wobei man sich auf Marx selbst berief), und daß der Antagonismus mit der Zeit sich eher vermindern als verstärken würde.

Alle diese Gegenargumente bewirkten, in dem Maße, in dem sie akzeptiert wurden, die Widerlegung der von der ursprünglichen marxistischen Analyse abgeleiteten politischen Strategie. Der Marxismus antwortete darauf, indem er auf die ideologischen Grundlagen dieser Argumentationen verwies — eine sehr häufig angewendete Strategie. Doch da ideologische Verzerrungen mit Fehlern in der Theorie einhergehen, ist es auf lange Sicht sowohl geistig als auch politisch wirksamer, die miteinander konkurrierenden Begriffe in erster Linie auf ihren theoretischen Nutzen hin zu untersuchen.

Hinzugefügt sei, daß der fortgesetzte Angriff auf die Marxsche Analyse der Klassen und des Klassenkampfes in Verbindung mit der Realität der gegenwärtigen Welt das marxistische Lager in dreifacher Hinsicht geistig verunsichert hat: zum einen in der Diskussion über die Bedeutung der »nationalen Frage«, zum zweiten in der Diskussion über die Funktion bestimmter gesellschaftlicher Schichten (insbesondere der »Bauernschaft«, des »Kleinbürgertums« und/oder der »neuen Arbeiterklasse«), zum dritten in der Diskussion über die Nützlichkeit von Begriffen, in denen sich eine globale räumliche Hierarchisierung denken läßt (»Zentrum« und »Peripherie«) und zu denen auch der Begriff des »ungleichen Austauschs« gehört.

Im neunzehnten Jahrhundert begann die »nationale Frage« der marxistischen (und sozialistischen) Arbeiterbewegung das Leben schwer zu machen, und zwar vor allem in Rußland und in der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie. In den zwanziger und dreißiger Jahren trat mit der chinesischen Revolution die »Bauernfrage« auf die Tagesordnung. Und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde, im Kielwasser der Konferenz von Bandung, der Entkolonialisierung und der sogenannten Dritten Welt, die abhängige Rolle der »Peripherie« zu einem vordringlichen Problem. Tatsächlich sind diese drei Fragen Variationen eines einzigen Themas: Wie sollen die Marxschen Analysen interpretiert

werden, was sind die wahren Grundlagen der Herausbildung von Klassen und Klassenbewußtsein in der kapitalistischen Weltwirtschaft, so wie sie sich historisch entwickelt hat, und wie bringt man die Beschreibungen der Welt in Marxschen Kategorien in Einklang mit den politischen Definitionen der am Konflikt beteiligten Gruppen?

Angesichts dieser historischen Diskussionen schlage ich vor, zu diskutieren, was uns die kapitalistische Produktionsweise selbst über die faktische Existenz von Bourgeoisie und Proletariat mitzuteilen hat. Wer *ist* Bourgeois oder Proletarier und was für *politische* Konsequenzen ergeben sich aus den unterschiedlichen Arten und Weisen, in denen sich beide in die kapitalistische Arbeitsteilung eingefügt haben?

Was konstituiert den Kapitalismus als Produktionsweise? Diese Frage ist nicht einfach zu beantworten und wird von daher de facto auch kaum umfassender diskutiert. Mir scheint, daß es verschiedene Elemente gibt, die in ihrer Kombination das »Modell« konstituieren. Der Kapitalismus ist die *einzige* Produktionsweise, in die *Maximierung* der Mehrwertschöpfung *an sich* belohnt wird. In jedem anderen historischen System war *ein Teil* der Produktion für den *Gebrauch* und *ein Teil* für den *Austausch* vorgesehen, aber nur im Kapitalismus werden alle Produzenten in erster Linie für den von ihnen produzierten Tauschwert belohnt und in dem Maße bestraft, in dem sie ihn vernachlässigen. Die »Belohnungen« und »Strafen« werden durch eine Struktur mit der Bezeichnung »Markt« vermittelt. Es handelt sich hierbei um eine Struktur, nicht um eine Institution. Es ist eine Struktur, die von *vielen* Institutionen (politischer, ökonomischer, gesellschaftlicher und sogar kultureller Provenienz) geformt wird, und sie ist der hauptsächliche Schauplatz des ökonomischen Kampfes.

Nicht nur wird der Mehrwert um seiner selbst willen maximiert, sondern es werden diejenigen, die ihn zur weiteren Kapitalakkumulation benutzen, um einen wiederum größeren Mehrwert zu erzeugen, in noch stärkerem Ausmaß belohnt. Der Druck geht also in Richtung auf eine konstante Expansion, obwohl die individualistisch orientierten Voraussetzungen des Systems gerade die *konstante* Expansion unmöglich machen.

Wie geht die Suche nach Profit vor sich? Für einzelne Firmen (deren Größe beträchtlich variieren und von Individuen bis zu Großbetrieben und parastaatlichen Unternehmen reichen kann) werden gesetzliche Schutzmaßnahmen ins Leben gerufen, damit der durch die Primärproduzenten geschaffene Mehrwert angeeignet werden kann. Doch würde der größte Teil oder gar die Gesamtheit des Mehrwerts von den wenigen, die die »Firmen« besitzen oder kontrollieren, aufgezehrt, so

hätten wir keinen Kapitalismus. Genau das ist in verschiedenen vorkapitalistischen Systemen passiert.

Zusätzlich ist der Kapitalismus durch Strukturen und Institutionen gekennzeichnet, die in erster Linie jene kapitalakkumulierenden Instanzen belohnen, welche den (gewöhnlicherweise) größeren Teil des Mehrwerts für weitere Investitionen und nicht für die eigene Konsumtion verwenden. Der Markt ist so strukturiert, daß all diejenigen, die kein Kapital akkumulieren, sondern den Mehrwert lediglich konsumieren, im Lauf der Zeit gegenüber denen, die Kapital akkumulieren, das ökonomische Nachsehen haben.

Wir können von daher diejenigen zur Bourgeoisie rechnen, die einen Teil des nicht von ihnen selbst produzierten Mehrwerts empfangen, und ihn partiell zur Kapitalakkumulation verwenden. Der Bourgeois wird nicht durch einen bestimmten Beruf und nicht einmal durch seinen juristischen Status als Besitzer definiert (obwohl letzteres historisch von Bedeutung gewesen ist), sondern durch die Tatsache, daß er, als Individuum oder als Mitglied irgendeiner Gruppierung, einen Teil des nicht von ihm produzierten Mehrwerts erhält und in der Lage ist, diesen Mehrwert partiell in Kapitalgüter zu investieren.

Es gibt eine umfassende Skala von Organisationsmodellen, mittels derer dies vonstatten gehen kann; das klassische Modell des »freien Unternehmers« ist nur ein Beispiel von vielen. Welche Modelle zu bestimmten Zeitpunkten in bestimmten Staaten (deren gesetzliche Rahmenbedingungen für sie bindend sind) vorherrschen, hängt einerseits vom Entwicklungsstadium der Weltwirtschaft insgesamt (und von der Rolle eines bestimmten Staates in dieser Weltwirtschaft) ab, und wird andererseits durch die daraus sich ergebenden Formen des Klassenkampfes in der Weltwirtschaft (und innerhalb des bestimmten Staates) geprägt. Von daher ist die »Bourgeoisie«, wie alle anderen gesellschaftlichen Konstruktionen, kein statisches Phänomen. Der Begriff bezeichnet eine Klasse, die sich im Prozeß beständiger Neuformierung befindet, und mithin ihre Form und Zusammensetzung fortwährend verändert.

In gewisser Hinsicht ist dies — zumindest unter der Voraussetzung bestimmter erkenntnistheoretischer Postulate — so offensichtlich. daß es einem Gemeinplatz gleichkommt. Trotzdem ist die Literatur vollgestopft mit Spekulationen darüber, ob diese oder jene regionale Gruppierung der »Bourgeoisie« oder dem »Proletariat« zuzurechnen sei oder nicht, wobei die Bewertungen sich von Organisationsmodellen herleiteten, die aus ganz anderen Zeiten und Räumen der historischen Entwicklung der kapitalistischen Weltwirtschaft stammten. De facto

aber *gibt es keinen Idealtypus*. (Es ist schon merkwürdig, daß viele Anhänger von Max Weber dies in der Praxis durchaus erkennen, obwohl der »Idealtypus« ein von Weber entwickelter methodologischer Begriff ist, während im Gegensatz dazu viele Marxisten ständig »Idealtypen« verwenden.)

Wenn wir die Tatsache akzeptieren, daß es keine Idealtypen gibt, dann können wir die Klassen nicht in bezug auf bestimmte Eigenschaften, sondern nur in bezug auf Prozesse definieren (d.h. als abstrakte theoretische Entitäten bestimmen). Wie wird man ein Bourgeois, wie bleibt man es, wie hört man auf, es zu sein? Klassischerweise wird man ein Bourgeois, indem man auf dem Markt Erfolg hat. Wie man anfänglich dahin kommt, Erfolg haben zu können, ist eine untergeordnete Frage. Jedenfalls kann man auf verschiedenen Wegen dorthin gelangen: man kann sich, wie Horatio Alger, durch ungewöhnliche Anstrengungen aus der Arbeiterklasse lösen (was eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit Marxens »wahrhaft revolutionärem« Weg vom Feudalismus zum Kapitalismus aufweist). Man kann, wie Oliver Twist, von der Bourgeoisie kooptiert werden, weil man Talent besitzt. Man kann, wie Horace Mann, seine individuellen Fähigkeiten unter Beweis stellen, indem man sich als guter Schüler auszeichnet.

Aber der Weg zum Sprungbrett ist nicht das Entscheidende. Die meisten Individuen werden Bourgeois, indem sie die Erbschaft ihrer Väter antreten. Nicht alle haben gleichen Zutritt zum Swimmingpool, und es läßt sich nicht von vornherein ausrechnen, wer hineingelangt. Doch die entscheidende Frage ist, ob das jeweilige Individuum (oder die Firma) schwimmen kann. Was den Bourgeois auszeichnet, sind Eigenschaften, die nicht jeder besitzt: Cleverneß, Härte, Fleiß. Dennoch kann man, wie die regelmäßig stattfindenden Konkurse zeigen, baden gehen.

Immerhin bleibt, und das ist wichtiger, eine große Gruppe übrig, die sich erfolgreich hat durchsetzen können. Viele, wenn nicht die meisten Mitglieder dieser Gruppe sind bestrebt, die Früchte ihrer Arbeit zu genießen, wobei eine der möglichen Belohnungen darin besteht, den harten Konkurrenzbedingungen des Marktes weniger ausgesetzt zu sein. Doch da es für gewöhnlich der Markt war, der ursprünglich das Einkommen garantierte, steht man nun unter dem strukturellen Druck, Mittel und Wege zu finden, um das Einkommensniveau zu halten, ohne weiterhin einem entsprechenden Leistungsniveau ausgesetzt zu sein. Genau darin besteht das — gesellschaftliche und politische — Bestreben, den ökonomischen Erfolg in einen gesellschaftlichen Status zu verwandeln. Dieser ist nichts anderes als die fossilhafte Versteinerung der Belohnung vergangener Leistungen.

Das Problem für die Bourgeoisie besteht darin, daß die Dynamik des Kapitalismus in der Ökonomie, nicht aber in den politischen und kulturellen Institutionen angesiedelt ist. Von daher entstehen immer neue Bourgeois, die noch keinen Status besitzen, aber den Zugang dazu beanspruchen. Und da ein hoher Status wertlos ist, wenn zu viele Personen ihn besitzen, versuchen die *Neureichen* fortwährend, andere auszuschalten, um Platz für sich selbst zu gewinnen. Die offensichtliche Zielscheibe ihrer Bestrebungen ist jene Untergruppe von alteingesessenen Leistungsträgern, die sich auf ihren Statuslorbeeren ausruhen und auf dem Markt nicht mehr in Erscheinung treten.

Mithin setzt sich die Bourgeoisie jederzeit aus drei Gruppierungen zusammen: aus den »Neureichen«, den »Rentiers« und den Abkömmlingen von Bourgeois, die sich noch in gewohnter Weise auf dem Markt betätigen. Um die Beziehungen zwischen diesen drei Gruppierungen angemessen verstehen zu können, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß die dritte Kategorie fast immer die umfassendste ist und zahlenmäßig die Gesamtsumme der beiden anderen für gewöhnlich übersteigt. Darin liegt der Hauptgrund für die relative Stabilität und »Homogenität« der Bourgeoisie als Klasse.

Allerdings gibt es zeitliche Perioden, in denen die Anzahl der »Neureichen« und »Rentiers« prozentual ansteigt. Das sind, wie ich denke, zumeist Zeiten wirtschaftlicher Rezession, in denen sich die Fälle von Bankrott häufen und die Kapitalkonzentration zunimmt.

In solchen Zeiten bricht *innerhalb der Bourgeoisie selbst* für gewöhnlich ein sehr heftiger politischer Streit aus, der terminologisch oft als Kampf zwischen »progressiven« und »reaktionären« Elementen definiert worden ist. Hierbei fordern die »progressiven« Gruppierungen, daß institutionelle »Rechte« und Zugangsmöglichkeiten zum Markt in bezug auf die dort erbrachte Leistung (»Chancengleichheit«) definiert oder neu definiert werden, während »reaktionäre« Gruppierungen die Aufrechterhaltung zuvor erworbener Privilegien (die »Tradition«) betonen. Meines Erachtens ist die englische Revolution ein einleuchtendes Beispiel für einen derartigen Konflikt innerhalb der Bourgeoisie selbst.

Die Analysen solcher politischen Kämpfe fallen meist sehr kontrovers aus, und das tatsächliche Ergebnis dieser Auseinandersetzungen ist oftmals zweideutig (und seinem Wesen nach »konservativ«), und zwar deshalb, weil die größte Gruppierung innerhalb der Bourgeoisie (auch während des Konflikts selbst) sowohl »klassen-« als auch »status«-bezogene Privilegien beanspruchen kann. Es ist egal, welcher der beiden Definitionen der Vorzug gegeben wird; entscheidend ist, daß diese

Gruppierung weder als ganze noch in Gestalt ihrer individuellen Mitglieder automatisch zur Verliererseite gehört. Von daher sind sie politisch durch eine unentschiedene und schwankende Haltung und durch Kompromißbereitschaft gekennzeichnet. Und wenn sie diese Kompromisse nicht erreichen können, weil die anderen Gruppierungen so leidenschaftlich um ihre Ziele ringen, dann warten sie ab, bis ihre Zeit gekommen ist (wie bei der »Glorious Revolution« 1688/89 in England).

Es wäre irreführend, die Analyse solcher Koflikte innerhalb der Bourgeoisie auf die Rhetorik der miteinander kämpfenden Gruppierungen zu stützen. Das heißt jedoch nicht, daß diese Konflikte unbedeutend oder für die gegenwärtigen Prozesse der kapitalistischen Weltwirtschaft ohne Belang wären; sie sind vielmehr ein integraler Bestandteil der durch wirtschaftliche Rezessionen erzwungenen, periodisch wiederkehrenden Zusammenbrüche des Systems; ein Bestandteil jenes Mechanismus, der den hauptsächlichen Motor des Systems, die Kapitalakkumulation, erneuert und wiederbelebt. Solche Konflikte befreien das System von einer Anzahl parasitärer Existenzen, bringen die soziopolitischen Strukturen in stärkeren Einklang mit den sich verändernden Netzwerken wirtschaftlichen Handelns und polieren den strukturell bedingten Wandel ideologisch auf. Wenn man so will, kann man dies »Fortschritt« nennen. Ich selbst würde diesen Ausdruck für grundlegendere Transformationen der Gesellschaft reservieren.

Diese anderen Transformationen ergeben sich nicht aus der Entwicklung, die für die Bourgeoisie charakteristisch ist, sondern hängen mit der Herausbildung des Proletariats und seiner bestimmenden Merkmale zusammen. Wir haben die Bourgeoisie als eine Gruppe definiert, deren Mitglieder sich den nicht von ihnen selbst produzierten Mehrwert aneignen und einen Teil desselben zur Akkumulation von Kapital verwenden. Daraus folgt, daß das Proletariat von denen gebildet wird, die einen Teil des von ihnen produzierten Mehrwerts anderen überlassen. So verstanden gibt es in der kapitalistischen Produktionsweise nur Bourgeois und Proletarier. Die Polarität ist strukturell bedingt.

Wir wollen uns völlig im klaren darüber sein, was diese Herangehensweise für den Begriff des »Proletariers« bedeutet. Ihr zufolge ist die Zahlung von *Löhnen* an den Produzenten keine Eigenschaft, mittels derer der Proletarier *definiert* werden kann. Wir gehen vielmehr von einer anderer Perspektive aus. Der Produzent erzeugt den Wert. Was geschieht damit? Es gibt drei logische Möglichkeiten: Er »besitzt«

(und behält folglich) den *gesamten* Wert, oder *einen Teil* desselben, oder *gar nichts*. Wenn er nur einen Teil (oder gar nichts) behält, mithin einen anderen Teil (oder alles) auf jemand anderen (oder auf irgendeine »Firma«) »überträgt«, so wird er dafür entweder gar nichts, oder Güter und/oder Geld erhalten.

Wenn der Produzent wahrhaftig den *ganzen*, Zeit seines Lebens von ihm geschaffenen Wert behält, nimmt er nicht am kapitalistischen System teil. Doch ist ein solcher Produzent innerhalb der Grenzen der kapitalistischen Weltwirtschaft ein weitaus selteneres Phänomen, als wir für gewöhnlich zugeben. Auch hinsichtlich der auf Selbstversorgung ausgerichteten Landwirtschaftsbetriebe stellt sich bei näherer Untersuchung häufig heraus, daß sie in irgendeiner Form an irgendjemanden Mehrwert übertragen.

Wenn wir diese Gruppe aus unserer Betrachtung ausschließen, bilden die anderen logischen Möglichkeiten eine Matrix, die acht Varianten von Proletariern umfaßt. Nur eine dieser Varianten bezeichnet das klassische Modell, nämlich den Arbeiter, der den gesamten von ihm geschaffenen Wert auf den »Eigner« überträgt und im Gegenzug Geld (d.h. Lohn) erhält. Den anderen Varianten der Matrix können wir solche vertrauten Typen wie den Kleinproduzenten (oder »Kleinbauern«), den Pächter, den Halbpächter *(sharecropper)*, den südamerikanischen *péon* und den Sklaven zuordnen.

Natürlich gibt es noch eine andere Dimension, die als Bestandteil zur jeweiligen Definition dieser »Typen« gehört. Da ist zum einen die Frage, ob der Arbeiter den je spezifischen Arbeitsbedingungen Folge leistet, weil er unter dem Druck des Marktes steht (was wir zynischerweise »freiwillige« Arbeit nennen), oder weil er den Erfordernissen einer politischen Maschinerie ausgesetzt ist (was wir etwas freimütiger als »Zwangsarbeit« bezeichnen). Da ist zum anderen das Problem der Dauer des Arbeitsvertrages: beträgt sie einen Tag, eine Woche, ein Jahr oder gilt sie für ein ganzes Leben? Da ist zum dritten das Problem, ob das Verhältnis des Produzenten zu einem bestimmten Besitzer (oder Eigner) auf einen anderen Besitzer ohne Zustimmung des Produzenten übertragen werden kann.

Das Ausmaß der Beschränkungen und der Dauer des Vertrages überkreuzt sich mit der Zahlungsweise. So war zum Beispiel die *mita* im Peru des siebzehnten Jahrhunderts entlohnte Zwangsarbeit, die aber nur von bestimmter Dauer war. Eine andere Form stellte die zu Ausbildungszwecken geleistete Arbeit dar. Hier übertrug der Produzent den gesamten von ihm geschaffenen Wert auf den Eigner, wobei die Zahlung vorwiegend in Form von Gütern erfolgte. Die Dauer war

begrenzt. Der Péon übertrug den gesamten Wert auf den Eigner, empfing theoretisch Geld, praktisch aber Güter. Der Vertrag war theoretisch für ein Jahr, praktisch für ein ganzes Leben gültig. Der Unterschied zwischen einem Péon und einem Sklaven bestand natürlich in der »Theorie«, in zweierlei Hinsicht aber in der Praxis. Zum einen konnte ein Gutsbesitzer einen Sklaven »verkaufen«, jedoch nicht ohne weiteres einen Péon. Zum anderen war ein Dritter, wenn er einem Péon Geld gab, vom Gesetz her in der Lage, die Dauer seines »Vertrages« zu bestimmen. Das war bei einem Sklaven nicht der Fall.

Ich habe diese Morphologie nicht um ihrer selbst willen konstruiert, sondern um einige *Prozesse* in der kapitalistischen Weltwirtschaft zu beleuchten. Zwischen den verschiedenen Arbeitsformen bestehen hinsichtlich ihrer ökonomischen *und* politischen Implikationen erhebliche *Unterschiede.*

In ökonomischer Hinsicht gilt meines Erachtens für alle Arbeitsprozesse, die auf einfache Weise (d.h. mit minimalem Kostenaufwand) überwacht werden können, daß die Lohnarbeit die wohl am höchsten bezahlte Arbeitsform überhaupt ist. Von daher möchte der Empfänger des Mehrwerts, daß der Produzent wenn möglich ihm nicht als Lohnarbeiter, sondern als etwas anderes entgegentritt. Natürlich sind Arbeitsprozesse, die eine kostenintensivere Überwachung erfordern, weniger kostenintensiv, wenn *ein Teil* des Mehrwerts, der sonst in die Überwachungskosten eingehen würde, dem Produzenten zurückerstattet wird. Dies vollzieht sich am einfachsten über die Zahlung von Löhnen, und hier liegt die historische (und immer noch sprudelnde) Quelle des Lohnsystems.

Da Löhne aus der Sicht der Bourgeoisie eine relativ kostenintensive Arbeitsform darstellen, ist es nicht schwer zu begreifen, warum Lohnarbeit in der kapitalistischen Weltwirtschaft *niemals* die ausschließliche und bis vor kurzem noch nicht einmal die hauptsächliche Arbeitsform gewesen ist.

Doch hat der Kapitalismus seine Widersprüche. Ein grundlegender besteht darin, daß das, was kurzfristig profitabel ist, auf längere Sicht als durchaus unprofitabel sich erweisen kann. Die für die Erhaltung der Profitrate notwendige Fähigkeit zur Expansion, die dem System als ganzem zu eigen ist, gerät mit schöner Regelmäßigkeit in den Engpaß einer zu geringen globalen Nachfrage. Eine der Möglichkeiten, diesen Engpaß zu überwinden, besteht in der gesellschaftlichen Umwandlung von Produktionsprozessen, in denen Lohnarbeit an die Stelle anderer Arbeits- und Vergütungsformen tritt. Dadurch erhöht sich der vom Produzenten einbehaltene Teil des produzierten Werts, und

dementsprechend steigt die globale Nachfrage. Aus diesem Grund ist der *prozentuale Anteil* der Lohnarbeit als Arbeitsform im Laufe der geschichtlichen Entwicklung der kapitalistischen Weltwirtschaft beständig gewachsen. Es handelt sich dabei um eine weltweite Erscheinung, die für gewöhnlich als »Proletarisierung« bezeichnet wird.

Auch in politischer Hinsicht ist die Arbeitsform von vorrangiger Bedeutung. Wenn nämlich, so läßt sich argumentieren, das Realeinkommen der Produzenten steigt und seine gesetzlich festgeschriebenen formellen Rechte sich ausweiten, so weitet sich damit auch das proletarische Klassenbewußtsein *bis zu einem gewissen Punkt* aus. Dieser Punkt wird durch das Niveau des Einkommens und der »Rechte« festgelegt, jenseits dessen der »Proletarier« de facto zu einem »Bourgeois« wird, *der vom Mehrwert lebt, den andere produziert haben*. Dies wirkt sich am unmittelbarsten auf das Klassenbewußtsein aus. An den für das zwanzigste Jahrhundert typischen Schichten der Bürokraten und leitenden Angestellten läßt sich diese qualitative Verschiebung ablesen, die bisweilen auch im Lebensstil bestimmter Gruppierungen sichtbar wird.

Sicher können wir anhand dieser Analyse der Kategorien des »Bourgeois« und des »Proletariers« die Rolle der »Bauern«, des »Kleinbürgertums« oder der »neuen Arbeiterklasse« sehr viel klarer definieren. Worin aber, so könnte man fragen, besteht ihre Relevanz für die »nationale Frage« und für die Begriffe von »Zentrum« und »Peripherie«?

Um dies zu erläutern, müssen wir uns einer Frage zuwenden, die gegenwärtig breite Beachtung findet: es geht um die Rolle des Staates im Kapitalismus. Die Hauptfunktion des Staates in der kapitalistischen Weltwirtschaft besteht darin, den Vorteil, den einige anderen gegenüber auf dem Markt besitzen, zu vergrößern — das heißt, die »Freiheit« des Marktes *einzuschränken*. Dies wird generell befürwortet, solange man zu den Nutznießern der »Verzerrung« gehört, und ebenso generell abgelehnt, sobald man auf die Schattenseite gerät. Es hängt alles davon ab, wessen Ochse gerade geschlachtet wird.

Es gibt viele Möglichkeiten, um Vorteilsstrukturen effizienter zu gestalten. Der Staat kann Einkommen umverteilen, indem er einigen gibt, was er anderen nimmt. Der Staat kann den Zugang zum Waren- oder Arbeitsmarkt beschränken, und damit den bereits bestehenden Oligopolen oder Oligopsonen (d.h. denen, die die Nachfrage kontrollieren, A.d.Ü.) weitere Vorteile verschaffen. Er kann Leute daran hindern, Organisationen aufzubauen, die staatliches Handeln verändern wollen. Und natürlich kann der Staat nicht nur innerhalb, sondern auch jenseits des Gebietes, für das seine Rechtsprechung Gültigkeit

besitzt, in Aktion treten. Das kann erlaubt sein (etwa hinsichtlich der Regeln für grenzüberschreitenden Transitverkehr) oder verboten (Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates). Natürlich gehört die Kriegführung zu den dabei verwendeten Mechanismen.

Man darf sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß der Staat eine besondere Art von Organisation darstellt. Seine »Souveränität« (ein in der Moderne entstandener Begriff) besteht in dem Anspruch auf das Gewaltmonopol, das er innerhalb seiner Grenzen ausübt. Von daher ist er in der relativ starken Position, den Fluß der die Produktion bestimmenden Faktoren wirksam regulieren zu können. Offensichtlich ist es für bestimmte gesellschaftliche Gruppen auch möglich, Vorteilsstrukturen durch die Veränderung von Staatsgrenzen zu beeinflussen, und das erklärt die Existenz von Bewegungen, die separatistische (oder auf Autonomie gerichtete), aber auch annektionistische (oder föderative) Ziele verfolgen können.

In dieser Fähigkeit der Staaten, den Fluß der Produktionsfaktoren regulieren zu können, erkennen wir die politische Untermauerung der strukturellen Arbeitsteilung in der kapitalistischen Weltwirtschaft als ganzer. Die immer wiederkehrenden Spezialisierungsbestrebungen (die natürlichen oder soziohistorischen Vorteile, die sich aus der Produktion dieser oder jener Ware ergeben) mögen sich durchaus normalen Marktbedingungen verdanken, doch ist es das Staatensystem, welches diese Bestrebungen petrifiziert, erzwingt und verstärkt, und es bedurfte in regelmäßigen Abständen der Staatsmaschinerie, um die Muster der weltweiten Arbeitsteilung zu revidieren.

Darüber hinaus wird die Fähigkeit der Staaten, den Fluß der Produktionsfaktoren zu regulieren, ausdifferenziert. Das heißt, die Staaten des Zentrums werden *stärker* als die der Peripherie und nutzen diese Machtverschiebung, um die Freiheit der zwischenstaatlichen Zirkulation zu ihren Gunsten zu verändern. Insbesondere haben die Staaten des Zentrums es im Lauf der Geschichte erreicht, daß Geld und Güter im Weltmaßstab »freieren« Fluß genossen als die Arbeitskraft. Dadurch — und das ist der Grund für diese Maßnahmen — haben sich die Staaten des Zentrums der Vorteile des »ungleichen Austauschs« versichert.

De facto ist der ungleiche Austausch einfach ein Bestandteil des weltweiten Prozesses der Aneignung von Mehrwert. Wenn wir allzu umstandslos vom Modell *eines* Proletariers ausgehen, der zu *einem* Bourgeois in Beziehung steht, wird unsere Analyse fehlerhaft ausfallen. Tatsächlich durchläuft der vom Produzenten geschaffene Mehrwert

eine ganze Reihe von Personen und Firmen, und von daher teilen sich *viele* Bourgeois den Mehrwert *eines* Proletariers. Der genaue Anteil der verschiedenen Gruppierungen innerhalb dieser Kette (Eigentümer, Kaufleute, Zwischenhandel) ist erheblichen historischen Veränderungen unterworfen und bildet selbst eine grundlegende analytische Variable im Funktionieren der kapitalistischen Weltwirtschaft.

Diese Kette der Mehrwertübertragung überschreitet häufig (oft? fast immer?) nationale Grenzen, und wenn dies geschieht, interveniert der Staat, um den jeweiligen Anteil der Bourgeois denjenigen zuzuschlagen, die den Staaten des Zentrums angehören. Genau darin besteht der ungleiche Austausch als Mechanismus im weltweiten Prozeß der Mehrwertaneignung.

Eine der soziogeographischen Folgen dieses Systems besteht in der von Staat zu Staat variierenden Verteilung von Bourgeoisie und Proletariat, wobei die Staaten des Zentrums im Vergleich zu denen der Peripherie einen höheren nationalen Prozentsatz an Bourgeois besitzen. Zudem gibt es systematische Unterschiede in bezug auf die *Typen* von Bourgeois und Proletarier, die in den beiden Regionen jeweils vorfindlich sind. So haben etwa die Staaten des Zentrums einen systematisch höheren Anteil an lohnabhängigen Proletariern.

Da in einer kapitalistischen Weltwirtschaft die Staaten den wichtigsten Schauplatz politischer Konflikte darstellen, und da die Weltwirtschaft auf der Grundlage einer äußerst variablen nationalen Zusammensetzung der Klassen funktioniert, ist leicht ersichtlich, warum die im Rahmen der Weltwirtschaft so unterschiedlich angeordneten Staaten sich jeweils unterschiedlicher Formen der Politik bedienen. Ebenso läßt sich von daher auf einfache Weise erklären, warum sich das kapitalistische Weltsystem als solches nicht notwendigerweise schon dann verändert, wenn die politischen Mechanismen irgendeines Staates eingesetzt werden, um die gesellschaftliche Zusammensetzung und die Funktion der nationalen Produktion in der Weltwirtschaft zu verändern.

Jedoch läßt sich nicht leugnen, daß diese verschiedenen nationalen Bestrebungen, die je eigene Position strukturell zu verändern (was wir in irreführender Weise oftmals »Entwicklung« nennen), de facto das Weltsystem berühren und es auf lange Sicht tatsächlich transformieren. Doch geschieht dies mittels des Einflusses, den diese nationalen Bestrebungen auf das globale Klassenbewußtsein des Proletariats ausüben.

Von daher sind Zentrum und Peripherie lediglich Redewendungen, um einen entscheidenden Teil des Systems der Mehrwertaneignung durch die Bourgeoisie zu bezeichnen. Stark vereinfachend gesagt ist

der Kapitalismus ein System, in dem der vom Proletarier produzierte Mehrwert vom Bourgeois angeeignet wird. Wenn beide in unterschiedlichen Ländern situiert sind, besteht einer der den Aneignungsprozeß beeinflussenden Mechanismen darin, die Kontrolle des grenzüberschreitenden Produktionsflusses zu manipulieren. Daraus ergeben sich bestimmte Muster »ungleicher Entwicklung«, die in Begriffen wie »Zentrum«, »Halbperipherie« und »Peripherie« *zusammengefaßt* werden. Es handelt sich dabei um ein geistiges Werkzeug, mit dessen Hilfe die vielfältigen Formen des Klassenkonflikts in der kapitalistischen Weltwirtschaft analysiert werden können.

Kapitel 8

Marx und die Geschichte: Die Polarisierung der Klassen

Immanuel Wallerstein

In der Geschichts- und Sozialwissenschaft (auch und gerade in der marxistischen) besteht die weitverbreitete Neigung, das Gewicht auf jene historiographischen Ideen von Marx zu legen, deren Wert bezweifelt werden kann, während seine wahrhaft originellen und fruchtbaren Gedanken vernachlässigt werden. Das mag vielleicht nicht überraschen, ist aber auch nicht besonders hilfreich.

Jedem seinen Marx, heißt es, und das ist zweifellos richtig. Jedem seine zwei Marx', möchte ich hinzufügen, denn das ist es, was uns die Diskussionen der letzten dreißig Jahre um den jungen Marx, den epistemologischen Bruch usw. ins Gedächtnis eingeprägt haben. Meine zwei Marx' sind allerdings nicht durch die zeitliche Reihenfolge determiniert, sondern erwachsen aus einem meines Erachtens grundlegenden epistemologischen Widerspruch innerhalb der Marxschen Theorie, aus dem sich zwei unterschiedliche Formen der Geschichtsschreibung ergeben.

Einerseits verkörpert Marx die tiefgreifende Rebellion gegen das bürgerlich-liberale Denken mit seiner auf den Begriff der menschlichen Natur gegründeten Anthropologie, seinem kategorischen Imperativ à la Kant, seinem Vertrauen auf den langsamen, aber unaufhaltsamen Fortschritt der menschlichen Gattung, seiner Sorge um das Individuum auf der Suche nach Freiheit. Gegen diese ganze Reihe von Begriffen setzte Marx seine Vorstellung einer vielschichtigen gesellschaftlichen Wirklichkeit, deren Ebenen eine je eigene Struktur besitzen und in verschiedenen Welten verortet sind, die ihrerseits durch eine bestimmte Produktionsweise definiert sind. Er wollte aufdecken, wie diese Produktionsweisen hinter ihren ideologischen Abschirmungen funktionieren. Dabei kann der Glaube an »universelle Gesetzmäßigkeiten« nur hinderlich sein, weil er uns davon abhält, die Besonderheiten jeder Produktionsweise zu erkennen, das Geheimnis ihrer operativen Mechanismen zu entschleiern und dergestalt die Pfade der Geschichte ohne Scheuklappen zu untersuchen.

Andererseits war Marx, insoweit er die Idee eines unaufhaltsamen Fortschritts der Geschichte und der damit verbundenen linearen

Anthropologie bejahte, durchaus ein Anhänger des Universalismus. Seine Produktionsweisen schienen wie Schuljungen in Reih und Glied aufgestellt zu sein, und zwar der Größe nach sortiert, das heißt dem Entwicklungsgrad der Produktivkräfte entsprechend. (Darin liegt die eigentliche Quelle der Verwirrung, die der Begriff der »asiatischen Produktionsweise« gestiftet hat. Er schien die Rolle des Tunichtguts zu übernehmen, der sich weigert, die Regeln zu beachten und sich dort einzureihen, wo er hingehört.)

Offensichtlich kommt dieser zweite Marx dem liberalen Denken sehr viel gelegener, auf ihn konnte man sich politisch wie auch geistig einlassen. Der andere, erste Marx bereitet da viel mehr Kummer, er wird von den Liberalen gefürchtet und abgelehnt, ja sie sprechen ihm sogar die geistige Legitimation ab. Sei er ein Teufel oder ein Held: der erste Marx ist der einzige, der mir interessant erscheint und der uns auch heute noch etwas zu sagen hat.

Was steht in dieser Unterscheidung zwischen den beiden Marxen auf dem Spiel? Es geht um die unterschiedlichen Erwartungen, die sich hinsichtlich der Entwicklung des Kapitalismus aus den gegensätzlichen historischen Mythen ableiten lassen. Wir können die Geschichte des Kapitalismus erzählen, indem wir zwei Helden konstruieren und einen davon in den Mittelpunkt stellen: den triumphierenden Bourgeois oder die verelendeten Massen. Wer ist die Schlüsselfigur in der fünfhundertjährigen Geschichte der kapitalistischen Weltwirtschaft? Wie sollen wir die Epoche des historischen Kapitalismus bewerten? Als rundum positiv, weil sie dialektisch zur Negation und Aufhebung des Kapitalismus führt? Oder als rundum negativ, weil sie die Verelendung der überwiegenden Mehrheit der Weltbevölkerung mit sich bringt?

Es scheint mir offenkundig zu sein, daß die Wahl zwischen diesen Sichtweisen in jeder detaillierteren Analyse sich widerspiegelt. Ich will nur ein Beispiel zitieren, die Nebenbemerkung eines zeitgenössischen Autors, und ich zitiere sie, gerade weil es eine — gewissermaßen unschuldige — Bemerkung ist, die *en passant* gemacht wurde. In einer gelehrten und scharfsinnigen Diskussion von Saint-Justs ökonomischen Ansichten zur Zeit der Französischen Revolution folgert der Autor, es sei angemessen, Saint-Just als »Antikapitalisten« zu beschreiben, wobei diese Beschreibung sogar auf den Industriekapitalismus ausgedehnt werden könne. Dann fügt er hinzu: »Man könnte sagen, daß Saint-Just in diesem Sinne weniger fortschrittlich ist als einige seiner Vorgänger oder Zeitgenossen.«[1] Doch warum »weniger fortschrittlich« und nicht »fortschrittlicher«? Das ist der springende Punkt.

Natürlich war Marx ein Mann der Aufklärung, beeinflußt von den Jakobinern, von Adam Smith, von Saint-Simon. Das hat er selbst betont. Wie alle guten linken Intellektuellen des neunzehnten Jahrhunderts war auch er von den Lehren des bürgerlichen Liberalismus durchdrungen. Das heißt, er teilte mit all seinen Kombattanten eine Art von permanenter, fast schon instinktiv zu nennender Rebellion gegen alles, was nach dem *Ancien Régime* roch — nach Privilegien, Monopolen, Adelsrechten, Müßiggang, Frömmigkeit, Aberglauben. Im Widerstand gegen diese Welt, deren Tage gezählt waren, war Marx auf der Seite all dessen, was rational, ernsthaft, wissenschaftlich und produktiv war. Harte Arbeit war die Tugend, die zählte.

Selbst wenn Marx einige (nicht allzu große) Bedenken gegenüber dieser neuen Ideologie hegte, so hielt er es doch für taktisch nützlich, seine Verbundenheit mit diesen Werten zu bekunden, um sie dann politisch gegen die Liberalen zu wenden und sie in ihre eigene Falle laufen zu lassen. Denn er konnte mühelos nachweisen, daß die Liberalen ihre eigenen Grundsätze über Bord warfen, sobald die Ordnung im Staate bedroht war. Es war für ihn ein leichtes, die Liberalen beim Wort zu nehmen, die Logik des Liberalismus bis zum Umschlagpunkt zu treiben, und dergestalt den Liberalen die Medizin zu verabreichen, die sie allen anderen verschrieben. Man könnte sagen, daß es Marx in erster Linie um die Erweiterung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ging.

Zweifellos erlag er hin und wieder der Versuchung, die Phantasie in Richtung auf eine anti-saint-simonistische Gesellschaft schweifen zu lassen. Doch zögerte er offenkundig, dem konsequent nachzugehen, weil er möglicherweise befürchtete, Wasser auf die Mühlen des utopischen und anarchistischen Voluntarismus zu schütten, den er immer für schädlich gehalten hatte. Es ist genau dieser bürgerlich-liberale Marx, dessen Ansichten wir mit Skepsis betrachten sollten.

Statt dessen sollten wir den anderen Marx ins Rampenlicht zurückholen; jenen Marx, der die Geschichte als komplexen, nicht-linearen Prozeß begriff, der die Besonderheit unterschiedlicher historischer Systeme analysierte, und der auf diese Weise zum Kritiker des Kapitalismus als eines historischen Systems wurde. Was entdeckt *dieser* Marx, als er den historischen Prozeß des Kapitalismus näher untersuchte? Er entdeckte nicht nur den Klassen*kampf*, der ja ohnehin die »Geschichte aller bisherigen Gesellschaft« geprägt hatte, sondern auch die *Polarisierung* der Klassen. Darin bestand seine radikalste und gewagteste Hypothese, die von daher auch am heftigsten bekämpft worden ist.

Anfänglich trugen marxistische Parteien und Denker diesen Begriff als Banner vor sich her, schien er doch, weil er die Katastrophe verkündete, die Zukunft zu sichern. Doch war es spätestens seit 1945 für antimarxistische Intellektuelle nicht weiter schwierig zu zeigen, daß die industrielle Arbeiterschaft in den Ländern des Westens keineswegs verelendet war, sondern bessere Lebensbedingungen als die vorangegangenen Generationen besaß. Von daher hatte eine relative Verelendung nicht stattgefunden, ganz zu schweigen von der absoluten.

Das war natürlich richtig, und keiner wußte dies besser als die Industriearbeiter selbst, die die stärkste gesellschaftliche Basis der Linksparteien in den industrialisierten Ländern bildeten. Angesichts dieser Lage bliesen die marxistischen Parteien und Intellektuellen zum Rückzug. Vielleicht hatten sie noch nicht einmal eine Niederlage erlitten, aber fortan scheuten sie sich, das Thema noch einmal anzuschneiden. Stück für Stück wurden die Verweise auf Polarisierung und Verelendung (und ebenso der Gedanke vom Absterben des Staates) gekappt oder verschwanden, als wären sie von der Geschichte selbst widerlegt worden.

Dergestalt wurde eine der scharfsinnigsten Einsichten *unseres* Marx in einem planlosen und ungeordneten Rückzug fallengelassen. Marx war nämlich in bezug auf die *longue durée* sehr viel weitsichtiger als wir ihm zutrauen. Tatsächlich ist die Polarisierungshypothese historisch richtig, und das läßt sich durchaus empirisch nachweisen, wenn wir als Berechnungseinheit das zugrundelegen, was für den Kapitalismus wirklich von Bedeutung ist: die kapitalistische Weltwirtschaft. Innerhalb dieser Weltwirtschaft hat während einer zeitlichen Dauer von vier Jahrhunderten nicht nur eine relative, sondern sogar eine absolute Polarisierung der Klassen stattgefunden. Und wenn dies zutrifft, worin besteht dann die Fortschrittlichkeit des Kapitalismus?

Natürlich müssen wir genauer bestimmen, was wir unter Polarisierung verstehen. Die Definition ist alles andere als selbstverständlich. Zunächst müssen wir die gesellschaftliche Verteilung des materiellen Reichtums (im weitesten Sinne) von der gesellschaftlichen Dichotomisierung als Ergebnis der parallel verlaufenden Prozesse von Proletarisierung und »Bourgeoisifizierung« *(bourgeoisification)* unterscheiden.[2]

Was die Verteilung des Reichtums angeht, so gibt es verschiedene Möglichkeiten zu seiner Berechnung. Wir müssen uns zu Anfang über die Berechnungseinheit im klaren sein, und zwar sowohl auf der räumlichen Ebene (wobei wir, wie bereits angedeutet, der Weltwirtschaft vor dem Nationalstaat und dem Unternehmen den Vorzug geben) als auch auf der zeitlichen Ebene. Setzen wir, zur Berechnung der Verteilung,

eine Stunde, eine Woche, ein Jahr, dreißig Jahre als Maßstab? Jedesmal können sich andere, ja miteinander unvereinbare Ergebnisse herstellen. De facto ist die Mehrzahl der Menschen vor allem an zwei zeitlichen Berechnungen interessiert: an einer sehr kurzfristigen, die man die Überlebensberechnung (oder den Überlebenskalkül) nennen könnte, und an einer langfristigen, die man die Lebensberechnung (oder den Lebenskalkül) nennen könnte. Letztere dient als Maßstab für die Lebensqualität, für die gesellschaftliche Einschätzung des faktisch gelebten Alltagslebens.

Der Überlebenskalkül ist seinem Wesen nach ständigen Schwankungen unterworfen. Dagegen bietet uns der Lebenskalkül in objektiver und subjektiver Hinsicht den besten Maßstab dafür, ob eine materielle Polarisierung stattgefunden hat oder nicht. Diese Lebenskalküle sollten auf einer generationsüberschreitenden und langfristigen Basis miteinander verglichen werden, wobei der Vergleich sich nicht nur auf eine einzelne Abstammungslinie beziehen kann. Damit käme nämlich ein Faktor ins Spiel, der aus der Perspektive des Weltsystems als ganzem, d.h. aus der Perspektive der Mobilitätsrate in bestimmten Regionen der Weltwirtschaft, unwichtig ist. Vielmehr sollten wir parallele Schichten der Weltwirtschaft zu bestimmten geschichtlich aufeinander folgenden Zeitpunkten betrachten, wobei jede Schicht anhand ihrer spezifischen Lebenszeit gemessen wird. Die Frage ist dann, ob die Lebensumstände für eine bestimmte Schicht in einem bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt leichter oder schwieriger sich darstellen als zu einem anderen Zeitpunkt und ob die Kluft zwischen den höheren und den niedrigeren Schichten im Lauf der Zeit größer oder kleiner geworden ist.

Die Berechnung sollte nicht nur das gesamte Lebenseinkommen berücksichtigen, sondern das Einkommen zusätzlich durch die Gesamtzahl der Lebensarbeitsstunden, die dafür aufgewendet werden mußten, dividieren, um Zahlen zu erhalten, die für eine vergleichende Analyse als Grundlage geeignet sind. Zudem muß die Lebensdauer in Betracht gezogen werden, die mit dem ersten, aber besser noch mit dem fünften Lebensjahr ansetzen sollte. (Damit werden die Auswirkungen derjenigen sanitären Verbesserungen eliminiert, die die Sterblichkeitsrate der Kinder herabsetzen, ohne notwendigerweise zugleich die Gesundheit der Erwachsenen zu beeinflussen.) Des weiteren wären in die Berechnung die verschiedenen Ethnozide einzubeziehen, die, indem sie viele Personen jeglicher Nachkommenschaft beraubten, das Los bestimmter anderer erleichtert haben.

So könnte man schließlich einige brauchbare Zahlen erhalten, die sich aus einer langfristigen und die gesamte Weltwirtschaft umfassenden

Berechnung ergäben. Und diese Zahlen würden meines Erachtens mit aller Deutlichkeit zeigen, daß während der letzten vier Jahrhunderte innerhalb der kapitalistischen Weltwirtschaft eine signifikante materielle Polarisierung stattgefunden hat. Um es ganz klar zu formulieren: Ich bin der Ansicht, daß die überwiegende (und immer noch bäuerliche) Mehrheit der innerhalb der Weltwirtschaft arbeitenden Bevölkerung heutzutage härter und länger und mit einer geringeren Vergütung arbeitet als vor vierhundert Jahren.

Damit will ich nicht die Lebensverhältnisse der breiten Massen in früheren Jahrhunderten idealisieren; es geht mir nur darum, den Gesamtmaßstab ihrer Entfaltungsmöglichkeiten einzuschätzen, um ihn mit der heutigen Lebensweise in Beziehung setzen zu können. Die Tatsache, daß ein westlicher Facharbeiter heute besser lebt als *seine* Vorfahren, sagt uns wenig über den Lebensstandard eines Hilfsarbeiters im heutigen Kalkutta, ganz zu schweigen von den Lebensbedingungen eines peruanischen oder indonesischen Tagelöhners in der Landwirtschaft.

Es mag eingewendet werden, daß ich zu »ökonomistisch« vorgehe, wenn ich für einen marxistischen Begriff wie den der Proletarisierung die Bilanzierung des materiellen Einkommens als Maßstab nehme. Immerhin, so behaupten einige, sind es die Produktionsverhältnisse, die wirklich zählen. Das ist zweifellos ein fairer Einwand. Wir wollen daher die Polarisierung als eine gesellschaftliche Zweiteilung oder Dichotomisierung betrachten, als Transformation vielschichtiger Beziehungen in den ausschließlichen Gegensatz von Bourgeois und Proletarier. Das heißt, wir wollen nicht nur die Proletarisierung (den Standardbegriff in der marxistischen Literatur), sondern auch die »Bougeoisifizierung« (seinen logischen Widerpart, der jedoch in ebendieser Literatur sehr viel seltener diskutiert wird) ins Auge fassen.

Auch hier müssen wir genauer angeben, was wir unter diesen Begriffen verstehen. Wenn per definitionem unter einem Bourgeois nur der Typ des Industriellen verstanden wird, wie er in Frankreich/England zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gang und gäbe war, und wenn unter einem Proletarier nur jene Person verstanden wird, die in der Fabrik dieses Industriellen arbeitet, dann hat es in der Geschichte des kapitalistischen Systems ganz gewiß keine größere Polarisierung gegeben; man könnte sogar behaupten, daß sie geringer geworden sei. Man könnte jedoch unter einem wahren Bourgeois und einem wahren Proletarier auch all jene verstehen, die von ihrem *laufenden* Einkommen leben, ohne weiter von ererbten Einkommensquellen (Kapital, Eigentum, Privilegien usw.) abhängig zu sein. Man würde dann (ohne

große Berücksichtigung derer, die eine Doppelrolle spielen) die Mehrwert-Produzierenden (die Proletarier) von denen unterscheiden, die von diesem Mehrwert leben (die Bourgeois). Auf dieser Grundlage ließe sich durchaus behaupten, daß im Lauf der Jahrhunderte die Zahl der Personen, die unzweideutig der einen oder der anderen Kategorie angehören, gewachsen ist, und daß es sich dabei um die Folge eines strukturellen Prozesses handelt, der noch lange nicht abgeschlossen ist.

Das Ganze wird noch deutlicher, wenn wir uns diese Prozesse aus der Nähe ansehen. Was geschieht wirklich bei der »Proletarisierung«? In der ganzen Welt leben die Arbeiter und Arbeiterinnen in kleinen Gruppen von »Haushalten«, in denen das Einkommen gemeinsam verwaltet wird. Diese Gruppen (die weder notwendigerweise noch insgesamt Verwandtschaftsbeziehungen oder Formen gemeinsamen Wohnens aufweisen müssen) existieren selten ohne irgendwelche Lohneinkünfte, doch können sie ebenso selten ausschließlich von diesen Lohneinkünften leben. Sie sind darüber hinaus auf Heimarbeit, auf Einkünfte aus Miet- oder Pachtgeschäften (»Rente«), auf »Geschenke«, Unterhaltszahlungen und nicht zuletzt auf die Subsistenzproduktion angewiesen. So verwalten sie eine Vielzahl von Einkommensquellen, die sich, je nach örtlichen und zeitlichen Rahmenbedingungen, sehr verschieden zusammensetzen. Von daher wäre Proletarisierung der Prozeß zunehmender Abhängigkeit von Lohneinkünften, deren Anteil am Gesamteinkommen prozentual steigt. Allerdings wäre die Vorstellung, daß ein Haushalt plötzlich von null auf hundert Prozent Lohnabhängigkeit kommt, völlig ahistorisch. Vielmehr verschiebt sich die Abhängigkeit eines gegebenen Haushalts in bisweilen sehr kurzen Zeitabständen von sagen wir fünfundzwanzig auf fünfzig Prozent. So oder ähnlich war der Vorgang, der sich zum Beispiel im achtzehnten Jahrhundert im *locus classicus* der englischen »Einhegungen« *(enclosures)* abspielte.

Wer gewinnt durch die Proletarisierung? Die Kapitalisten, würde man denken. Aber eben das ist gar nicht so sicher. In dem Maße, wie in einem Haushalt der prozentuale Anteil des Lohneinkommens steigt, muß auch das Lohnniveau selbst *steigen* (und nicht etwa fallen), damit es das für die Reproduktion erforderliche *Minimum* erreicht. Ein solches Argument mag auf den ersten Blick absurd erscheinen. Wenn diese Arbeitskräfte nicht schon vorher den biologisch notwendigen Minimallohn erhalten haben, wie konnten sie dann überleben? Bei näherem Hinsehen verflüchtigt sich der Eindruck des Absurden. Denn wenn das Lohneinkommen nur einen geringen Prozentsatz der gesamten

Haushaltseinkünfte ausmacht, kann der Arbeitgeber dem Lohnarbeiter einen stündlichen Arbeitslohn zahlen, der *unter dem Minimum* liegt, wodurch er die anderen »Komponenten« des gesamten Haushaltseinkommens zwingt, die Differenz zwischen dem ausgezahlten Lohn und dem fürs Überleben erforderlichen Minimum »auszugleichen«. Auf diese Weise gerät die Arbeit, die zur Erreichung eines über dem Minimum liegenden Einkommens erforderlich ist — also etwa die Produktion für den Eigenbedarf oder die Herstellung von Waren in kleinem Maßstab, mittels derer sich ein durchschnittliches Minimaleinkommen für den gesamten Haushalt erzielen läßt —, zur »Subvention« des Arbeitgebers, dem so ein zusätzlicher Mehrwert zugeschanzt wird. Hier liegt die Ursache für die skandalös niedrigen Lohntarife in den peripheren Regionen der Weltwirtschaft.

Der Grundwiderspruch des Kapitalismus ist bekannt. Er ergibt sich aus dem Interesse des Kapitalisten als eines individuellen Unternehmers, der seine Profite zu maximieren sucht (und von daher auf die Minimierung seiner Produktionskosten, einschließlich der Löhne, bedacht ist) und aus seinem Interesse als Mitglied einer Klasse, die nichts verdienen kann, wenn die einzelnen Mitglieder ihren Profit nicht realisieren, das heißt, die produzierten Waren verkaufen. Sie brauchen also Käufer, und sind von daher des öfteren gezwungen, den in Geld ausgezahlten Lohn der Arbeiter zu erhöhen.

Ich werde die Mechanismen, durch die die wiederholten Stagnationskrisen der Weltwirtschaft zur diskontinuierlichen, aber notwendigen (das heißt schrittweisen) Zunahme der Kaufkraft einiger, immer wieder unterschiedlicher Sektoren der Weltbevölkerung führen, hier nicht näher untersuchen. Ich will nur darauf hinweisen, daß der von uns »Proletarisierung« genannte Prozeß zu den wichtigsten Mechanismen gehört, mittels derer die Zunahme der realen Kaufkraft bewirkt werden kann. Obwohl die Proletarisierung dem kurzfristigen Interesse (und nur diesem) der Kapitalisten als Klasse dienlich sein kann, läuft sie ihren Interessen als individuellen Arbeitgebern zuwider und vollzieht sich demgemäß normalerweise gegen ihren Willen. Vielmehr ist es die andere Seite, die ein Bedürfnis nach Proletarisierung hat. Die Arbeiter und Arbeiterinnen organisieren sich auf vielerlei verschiedene Weise und setzen dabei einige ihrer Forderungen durch. Das ermöglicht ihnen (unter anderem) die Schwelle eines auf Lohnzahlungen basierenden Minimaleinkommens zu erreichen. Das heißt, die Arbeiterschaft wird durch ihre eigenen Anstrengungen proletarisiert und feiert das als Sieg!

Gleichermaßen ist der wahre Charakter der »Bourgeoisifizierung« ganz anders, als man uns hat glauben machen wollen. Das klassische soziologische Porträt, das der Marxismus vom Bourgeois zeichnet, ist durch die erkenntnistheoretischen Widersprüche in den Grundlagen des Marxismus selbst verzerrt worden. So galt den Marxisten der »fortschrittliche Bourgeois-Unternehmer« als Gegenbild des »müßiggehenden aristokratischen Rentiers«, während die Bourgeois wiederum unterteilt wurden in Handelskapitalisten, die billig kaufen und teuer verkaufen (und von daher manipulierende Spekulanten und Nichtstuer sind) und Industrieunternehmer, die die Produktionsverhältnisse »revolutionieren«. Dieser Gegensatz fällt noch schärfer aus, wenn der Industriekapitalist den »wahrhaft revolutionären« Weg zum Kapitalismus eingeschlagen hat, das heißt, wenn er dem Helden der liberalen Legenden gleicht, der sich durch eigene Anstrengung nach oben gearbeitet hat. Auch Marxisten haben diese Legenden übernommen und so den kapitalistischen Devotionalienhandel schwunghaft mitbetrieben.

Diese Beschreibung läßt einen fast vergessen, daß es ja auch die marxistische These von der Ausbeutung in Form der Mehrwertaneignung durch ebendenselben Industriekapitalisten gibt, der, so betrachtet, logischerweise zusammen mit dem Handelskapitalisten und dem Feudalaristokraten in die Kaste der Müßiggänger hinüberwandert. Aber wenn sie alle ihrem Wesen nach eigentlich gleich sind, warum sollte man dann soviel Zeit darauf verwenden, die Unterschiede herauszufiltern, die historische Entwicklung der Kategorien zu diskutieren, die mutmaßlichen Regressionen (wie etwa die »Aristokratisierung« derjenigen Bourgeoisien, die »vornehm leben« wollen) und den Verrat (derjenigen Bourgeoisien, die sich anscheinend weigern, die ihnen zugedachte »historische Rolle zu spielen«) aufzulisten?

Aber handelt es sich hierbei um ein wirklichkeitsgetreues soziologisches Porträt? Die Arbeiter leben, wie gesagt, in Haushalten, die ihr Einkommen aus sehr unterschiedlichen, keineswegs auf den Lohn beschränkten Quellen bestreiten. Ähnlich leben die Kapitalisten (vor allem die Großkapitalisten) in Unternehmen, deren Einkünfte de facto aus vielen Investitionsquellen stammen; aus Renten, Spekulationsgewinnen, Handelsspannen, »normalen« Produktionsprofiten, finanziellen Manipulationen. Haben sich diese Einkünfte erst in die Geldform verwandelt, sind sie für die Kapitalisten unterschiedslos Mittel und Wege, um jene unaufhörliche und infernalische Akkumulation zu betreiben, zu der sie verdammt worden sind.

An diesem Punkt geraten die psychosoziologischen Widersprüche ihrer Position ins Blickfeld. Vor langer Zeit hat Weber einmal bemerkt,

daß die Logik des Kalvinismus mit der »Psycho-Logik« des Menschen im Widerstreit steht. Die Logik sagt uns, daß der Mensch unmöglich um das Schicksal seiner Seele wissen kann, denn wenn ihm Gottes Absichten bekannt wären, so würde er eben dadurch Seine Macht einschränken, und Er wäre nicht mehr allmächtig. Aber psychologisch widerstrebt dem Menschen die Vorstellung, er könne sein Schicksal nicht beeinflussen. Dieser Widerspruch führte zum theologischen »Kompromiß«, den der Kalvinismus darstellte. Wenn einem auch Gottes Absichten verhüllt blieben, so könnte man doch zumindest eine negative Entscheidung, die Er gefällt hat, anhand von »äußeren Anzeichen« wahrnehmen, ohne aus der Abwesenheit solcher Zeichen notwendigerweise den entgegengesetzten Schluß ziehen zu müssen. Die daraus resultierende Moral bestand in der Auffassung, ein rechtschaffenes und ökonomisch erfolgreiches Leben sei eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für das Seelenheil.

Der Bourgeois der Gegenwart sieht sich genau dem gleichen Widerspruch gegenüber, wenn auch in etwas säkularisierterer Form. In logischer Hinsicht erfordert der Gott der Kapitalisten, daß sie nichts weiter tun als akkumulieren. Und er bestraft Verstöße gegen sein Verbot früher oder später mit Bankrott. Aber es macht natürlich keinen großen Spaß, immer nur akkumulieren zu müssen, hin und wieder möchte man auch die Früchte dieser Tätigkeit genießen. Der in der bourgeoisen Seele eingesperrte Dämon tritt als feudalaristokratischer Müßiggänger aus dem Schatten und der Bourgeois begehrt nach dem »vornehmen Leben«. Doch dazu braucht er »Einkünfte« im umfassenderen Sinne, dazu muß er sich Quellen erschließen, die ohne große Anstrengung sprudeln, die politisch »abgesichert« sind, und die »ererbt« werden können.

Was mithin jeder privilegierte Teilnehmer in und an der kapitalistischen Welt auf ganz und gar »natürliche« Weise »begehrt«, ist nicht die Verwandlung des Kuponschneiders in den Unternehmer, sondern das genaue Gegenteil. Kapitalisten wollen keine »Bourgeois«, sondern unendlich viel lieber »Feudalaristokraten« werden.

Trotz alledem werden sie in zunehmendem Maße »bourgeoisifiziert«, aber durchaus gegen ihren Willen. Das findet seine Parallele in der Proletarisierung der Arbeiter, die sich auch gegen den Willen der Kapitalisten vollzieht. Die Parallele geht sogar noch weiter. Der immer weitere Fortgang der Bourgeoisifizierung verdankt sich zum Teil den Widersprüchen des Kapitalismus, zum Teil dem Druck, der von der Arbeiterschaft ausgeht.

In dem Maße wie das kapitalistische System sich ausweitet, sich stärker rationalisiert und größere Konzentrationsprozesse hervorbringt,

wird der Wettbewerb zunehmend härter. Wer dem Imperativ der Akkumulation allzu zögerlich nachkommt, sieht sich den äußerst schnellen, präzisen und harten Gegenangriffen seitens der Konkurrenz ausgesetzt. Dergestalt wird *auf dem Weltmarkt* jeder Fehltritt in Richtung »Aristokratisierung« noch härter bestraft und macht eine interne Kurskorrektur des betreffenden Unternehmens notwendig, vor allem dann, wenn es groß und (quasi-)nationalisiert ist.

Wer als Erbe die Leitung eines großen Betriebes übernehmen will, muß zuvor eine externe, intensive und gewissermaßen universelle Ausbildung absolviert haben. Die Rolle des technokratischen Managers hat sich Schritt für Schritt erweitert. Und genau dieser Managertyp personifiziert den bourgeoisen Charakter der Kapitalistenklasse. Wenn eine Staatsbürokratie tatsächlich die Mehrwertabschöpfung monopolisieren könnte, wäre sie die vollkommene Personifikation dieses Charakters, denn sie würde *jegliches* Privileg von der *aktuellen* Tätigkeit, und nicht von individuell oder klassenmäßig ererbten Pfründen abhängig machen.

Zweifellos wird dieser Prozeß von der Arbeiterklasse vorangetrieben. Alle ihre Bemühungen, an die Schalthebel des Wirtschaftslebens zu gelangen und die Ungerechtigkeit zu beseitigen, schränkt die Kapitalisten ein und wirft sie auf die Bourgeoisifizierung zurück. Feudalaristokratischer Müßiggang wird allzu offenkundig und politisch zu gefährlich.

Auf diese Weise setzt sich die geschichtliche Prognose von Karl Marx in Wirklichkeit um: Die Polarisierung in zwei große Klassen, in Bourgeoisie und Proletariat, vollzieht sich in materieller wie sozialer Hinsicht. Doch warum ist diese Unterscheidung zwischen den Königsstraßen und den Holzwegen, auf die man durch die Lektüre von Marx gelangen kann, überhaupt wichtig? Sie ist von vorrangiger Bedeutung, wenn es um die Frage geht, wie der »Übergang« zum Sozialismus, und mehr noch: wie »Übergänge« allgemein theoretisch gedacht werden können. Derjenige Marx, der vom »fortschrittlichen« Kapitalismus (im Gegensatz zu vorangegangenen Produktionsweisen) sprach, spricht auch von bürgerlichen Revolutionen, spricht von *der* bürgerlichen Revolution als einer Art Grundpfeiler für die vielen »nationalen« Übergänge vom Feudalismus zum Kapitalismus.

Schon der *Begriff* einer bürgerlichen »Revolution« läßt uns, unabhängig von seinem zweifelhaften empirischen Gehalt, an eine proletarische Revolution denken, mit der er, als Vorläufer wie als Vorbedingung, auf irgendeine Weise zusammenhängt. Die moderne Welt wird zur Summe dieser beiden aufeinander folgenden »Revolutionen«.

Natürlich vollzieht sich dieser Prozeß nicht allmählich und auch nicht auf schmerzlose Weise, er ist vielmehr durch Gewalt und Bruchlinien geprägt. Dennoch ist er, wie das Hervorgehen des Kapitalismus aus dem Feudalismus, unvermeidlich. Diese Begriffe führen eine ganze Strategie für die Kämpfe der arbeitenden Klassen mit sich; eine Strategie der moralischen Verurteilung, gerichtet gegen all diejenigen Mitglieder der Bourgeoisie, die ihre historische Rolle vernachlässigen.

Aber wenn es keine bürgerlichen »Revolutionen« gibt, sondern nur den gegenseitigen Vernichtungskrieg räuberischer kapitalistischer Sektoren, dann existiert kein Modell, das es nachzuahmen gälte, und kein soziopolitisches »Hinterwäldlertum«, das überwunden werden müßte. Es könnte sogar der Fall sein, daß die ganze »bourgeoise« Strategie etwas ist, vor dem man sich besser in Acht nimmt. Wenn der »Übergang« vom Feudalismus zum Kapitalismus weder fortschrittlich noch revolutionär war, sondern nur eine großangelegte Rettungsaktion der herrschenden Schichten gewesen ist, die es ihnen erlaubt hat, ihre Kontrolle über die Arbeitermassen zu verstärken und den Grad der Ausbeutung zu erhöhen (wir bedienen uns hier der Sprache des anderen Marx), dann könnten wir daraus die Schlußfolgerung ziehen, daß die heutige Zeit die eines unvermeidlichen Übergangs sein mag, daß dieser Übergang aber *nicht* unvermeidlich zum Sozialismus (das heißt, zu einer egalitären Welt, in der Gebrauchswerte produziert werden) führen muß. Die Schlüsselfrage wäre dann, in welche Richtung der weltweite Übergang sich vollziehen wird.

Daß der Kapitalismus in nicht allzu ferner Zukunft an sein historisches Ende gelangt sein wird, scheint mir gewiß und wünschenswert. Der Beweis dafür läßt sich leicht antreten, wenn man seine »objektiven« inneren Widersprüche analysiert. Gleichermaßen scheint mir deutlich zu sein, daß die Beschaffenheit unserer zukünftigen Welt ein offenes Problem bleibt und vom Ausgang der Kämpfe, die hier und heute geführt werden, abhängt. Tatsächlich ist die Strategie des Übergangs der Schlüssel zu unserem Schicksal. Wir werden keine gute Strategie entwickeln können, wenn wir uns einer Apologie der historischen Fortschrittlichkeit des kapitalistischen Systems hingeben. Eine solche Geschichtsschreibung in bürgerlicher Absicht läuft Gefahr, in eine Strategie zu münden, die uns zu einem »Sozialismus« führt, der genauso wenig fortschrittlich ist wie das gegenwärtige System, und der, um es so zu sagen, nichts anderes darstellt als seine Inkarnation.

Anmerkungen

1 Charles-Albert Michalet, »Economie et politique chez Saint-Just. L'exemple de l'inflation«; *Annales historiques de la Révolution francaise*, LV, Nr. 191, Januar-März 1968, S. 105f.

2 Ich habe durchgängig den (unschönen) Neologismus »Bourgeoisifizierung« benutzt, weil »Verbürgerlichung« eher auf eine angenommene oder reale Tendenz des Proletariats in den Industrienationen verweist, sich gewissen Ideologien und Verhaltensformen der mittleren Gesellschaftsschichten anzupassen. Zudem hat der Begriff im marxistischen Kontext häufig eine abwertende Konnotation. Von daher würden auch die Begriffe »Bürger«, »Bürgertum« und »bürgerlich« im Polarisierungsschema Wallersteins keinen Sinn ergeben, weshalb ich mich fast durchgängig der Termini »Bourgeois« (mit großem und kleinem »b«) und »Bourgeoisie« bedient habe. Eine Ausnahme habe ich dort gemacht, wo der deutsche Sprachgebrauch mit den von Wallerstein intendierten Bedeutungen vereinbar ist, wie etwa im Ausdruck »bürgerliche Revolution«. (A.d.Ü.)

Kapitel 9

Bourgeois(ie): Begriff und Realität

Immanuel Wallerstein

»Den Bourgeois definieren?
Wir werden uns niemals einigen können.«
Ernest Labrousse (1955)

Der eigentliche Protagonist in den Mythen und Legenden der modernen Welt ist der Bourgeois.[1] Für manche war er der Held, für andere der Schurke, für die meisten aber eine inspirierende oder verlockende Gestalt. Er hat die Gegenwart geprägt und die Vergangenheit zerstört. Im Englischen neigen wir dazu, den Ausdruck »Bourgeois« zu vermeiden; wir verwenden statt dessen im allgemeinen die Bezeichnung *middle class* (oder *classes*).[2] Es entbehrt nicht der Ironie, daß — ungeachtet des vielgepriesenen Individualismus, der dem angelsächsischen Denken zugeschrieben wird — kein geeigneter Singular für *middle class(es)* zur Verfügung steht. Von den Linguisten erfahren wir, daß der Ausdruck »Bourgeois« zuerst im Jahre 1007, in Gestalt des lateinischen Wortes *burgensis* auftauchte und vom Französischen um 1100 als *burgeis* übernommen wurde. Er bezeichnete ursprünglich den Einwohner eines *bourg*. Das war ein städtisches Areal, dessen Einwohner als »frei« galten.[3] Aber frei wovon? Frei von den Verpflichtungen, die das soziale Bindemittel und den wirtschaftlichen Zusammenhang des Feudalsystems bildeten. Der Bourgeois war weder Bauer noch Leibeigener, aber er gehörte auch nicht zum Adel.

So war der Bourgeois von Anbeginn eine anomale und zweideutige Erscheinung. Die Anomalität bestand darin, daß es in der hierarchischen Struktur und dem Wertsystem des Feudalismus für den Bourgeois keinen logischen Ort gab. Er stand außerhalb der klassischen drei Ordnungen, die sich selbst erst gerade zu dem Zeitpunkt herauskristallisiert hatten, als der Begriff des Bourgeois das Licht der Welt erblickte.[4] Und die Zweideutigkeit bestand darin, daß der Ausdruck »Bourgeois« zu jener Zeit (wie übrigens auch heute noch) zugleich Ehre und Verachtung in sich begriff, ein Kompliment und einen Vorwurf darstellte. Man sagt, daß Ludwig XI. sehr stolz auf den Ehrentitel »bourgeois de Berne« *(Bürger von Bern)* gewesen sei.[5] Aber Molière schrieb eine schneidende Satire mit dem Titel »Le bourgeois gentilhomme« *(Der Bürger als Edelmann)* und von Flaubert stammt der Satz. »Bourgeois nenne ich alle, die niedrig denken.«

Da dieser mittelalterliche Bourgeois weder dem Adel noch der Bauernschaft angehörte, wurde er schließlich als Mitglied einer dazwischenliegenden Klasse, das heißt, einer Mittelschicht, angesehen. Das war die Grundlage für eine weitere Zweideutigkeit. Waren alle Stadtbewohner Bourgeois oder nur einige? War der Handwerker ein Bourgeois, oder nur ein Kleinbürger *(petty bourgeois)*, oder nichts von alledem? Als der Ausdruck in Gebrauch kam, wurde er in der Praxis mit einem gewissen Einkommensniveau identifiziert — ein Bourgeois war »gut betucht« —, in dem sich bestimmte Konsumtionsmöglichkeiten (ein Lebensstil) und Investitionsmöglichkeiten (Kapital) niederschlugen.

In der Folge entwickelte sich die Verwendung dieses Ausdrucks entlang dieser beiden Linien von Konsumtion und Kapital. Einerseits konnte der Lebensstil eines Bourgeois dem des Adligen oder aber dem des Bauern/Handwerkers entgegengesetzt werden. Gegenüber letzteren verband sich der Lebensstil eines Bourgeois mit Komfort, gutem Benehmen und Sauberkeit. Gegenüber dem Adel jedoch verband er sich mit einem gewissen Mangel an wahrem Luxus und einer gewissen Unsicherheit im gesellschaftlichen Verhalten (was sich z.B. in der Bezeichnung *Neureiche* niedergeschlagen hat). Sehr viel später, als das städtische Leben an Vielfalt und Reichtum der Ausdrucksformen gewonnen hatte, konnte der Lebensstil eines Bourgeois auch gegen den eines Künstlers oder Intellektuellen abgesetzt werden; der Bourgeois wurde nun zum Repräsentanten von Ordnung, gesellschaftlicher Konvention, Solidität und Spießigkeit, und damit ein Gegenpol all dessen, was als spontan, ungezwungen, fröhlich und intelligent galt (und heute als »Gegenkultur« bezeichnet wird.) Schließlich ermöglichte die kapitalistische Entwicklung einem Proletarier die Ausbildung eines pseudobourgeoisen Lebensstils, ohne daß er zugleich die ökonomische Rolle des Kapitalisten übernahm. Diesem Vorgang haben wir das Etikett »Verbürgerlichung« *(embourgeoisement)* verliehen.

Stand nun der Bourgeois in der Gestalt des »Babbitt« im Zentrum des kulturellen Diskurses der Moderne, so stand der Bourgeois als Kapitalist im Mittelpunkt ihres politökonomischen Diskurses. Der Bourgeois war derjenige, welcher die Produktionsmittel kapitalisiert und Lohnarbeiter angeheuert hatte, welche ihrerseits die auf dem Markt zu verkaufenden Dinge produzierten. In dem Maße, in dem die aus Verkäufen resultierenden Einkünfte die Produktionskosten (einschließlich der Löhne) übersteigen, sprechen wir von einem Profit, den der bourgeoise Kapitalist offensichtlich als Ziel anstrebt. Die Tugenden dieser gesellschaftlichen Rolle sind gepriesen worden — vielen galt der Bourgeois

als schöpferischer Unternehmer. Ebenso sind die Laster dieser gesellschaftlichen Rolle verdammt worden — vielen galt der Bourgeois als parasitärer Ausbeuter. Aber für gewöhnlich waren sich Bewunderer und Kritiker darin einig, daß der Bourgeois — als Kapitalist — die zentrale dynamische Kraft des modernen Wirtschaftslebens gewesen ist, zumindest, wie alle konzedieren, seit dem neunzehnten Jahrhundert, für viele seit dem sechzehnten Jahrhundert, und einige gehen sogar noch weiter zurück.

Wie der Begriff »Bourgeois« eine mittlere Schicht zwischen dem Adligen/Landbesitzer und dem Bauern/Handwerker bezeichnete, so wurde das bourgeoise Zeitalter (oder die »bürgerliche Gesellschaft«) aus zwei Perspektiven heraus definiert: in bezug auf die Vergangenheit als Fortschritt gegenüber dem Feudalismus, und in bezug auf die Zukunft als Gegensatz zur Verheißung (oder Drohung) des Sozialismus. Diese Definition war eine für das neunzehnte Jahrhundert typische Erscheinung, sah es sich doch selbst als das Jahrhundert des Triumphes der Bourgeoisie, als Quintessenz der historischen Entwicklung des Bourgeois, als sein Inbegriff und seine Wirklichkeit. Diese Sichtweise wird noch heute von den meisten Menschen geteilt. Wie könnte die bürgerliche Zivilisation in unserem kollektiven Bewußtsein sich anders darstellen als durch das viktorianische England, die Werkstatt der Welt, das Kernland der Bürde des weißen Mannes, in dessen Reich die Sonne niemals untergeht — geprägt durch Verantwortung, Wissenschaftlichkeit, Zivilisation?

So ist die Wirklichkeit des Bourgeois, in ihrer kulturellen wie politisch-ökonomischen Dimension, uns allen zutiefst vertraut gewesen und durch die drei großen ideologischen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts — Konservatismus, Liberalismus, Marxismus — auf bemerkenswert ähnliche Weise beschrieben worden. Das betrifft seine berufliche Funktion (in früheren Zeiten ist er für gewöhnlich ein Kaufmann, später aber ist er Besitzer von Produktionsmitteln und beschäftigt Lohnarbeiter, die vorwiegend Güter produzieren), seine ökonomischen Motive (Profitmaximierung, Kapitalakkumulation) und sein kulturelles Profil (er ist vorsichtig, rational, verfolgt seine eigenen Interessen). Man sollte denken, daß wir alle angesichts einer so schönen Einmütigkeit, die im neunzehnten Jahrhundert hinsichtlich eines derart zentralen Begriffs entstand, uns seiner ohne Zögern und ohne große Diskussion auch weiterhin bedienen könnten. Labrousse jedoch sagt uns, daß wir uns nicht auf eine Definition werden einigen können, und er ermahnt uns daher, die empirische Wirklichkeit aus der Nähe zu betrachten und das Netz so weit wie möglich auszuspannen. Obwohl nun

diese Ermahnung aus dem Jahre 1955 stammt, habe ich nicht den Eindruck, daß die gelehrte Welt den ihr hingeworfenen Fehdehandschuh aufgenommen hätte. Aber aus welchem Grund? Wir wollen im folgenden fünf verschiedene Kontexte aus dem Bereich der Geschichts- und Sozialwissenschaften betrachten, in denen der Begriff »Bourgeois/ie« auf eine Weise verwendet wird, die — wenn auch vielleicht nicht den Autoren, so doch vielen Lesern — Unbehagen bereitet. Wenn wir dies Unbehagen analysieren, werden wir möglicherweise Mittel und Wege finden, um die Kluft zwischen Begriff und Wirklichkeit zu überbrücken.

1. In der Geschichtswissenschaft wird des öfteren ein als »Aristokratisierung der Bourgeoisie« bezeichnetes Phänomen beschrieben, das sich, wie von einigen behauptet wurde, zum Beispiel in den Vereinigten Provinzen der Niederlande im siebzehnten Jahrhundert entwickelt habe.[6] Unter dem französischen *Ancien Régime* entstand, durch die Käuflichkeit von Ämtern begünstigt, das System des »Amtsadels« *(noblesse de robe)*, das faktisch eine Institutionalisierung dieses Phänomens darstellte. Es handelt sich dabei um Vorgänge, wie sie in den *Buddenbrooks* von Thomas Mann beschrieben werden, um den für eine wohlhabende Familiendynastie typischen Wandlungsprozeß sozialer Verhaltensmuster, in dessen Verlauf der Großunternehmer sein Wirtschaftsimperium konsolidiert, um schließlich zum Kunstmäzen und — in der Gegenwart — zum dekadenten Libertin oder zum hedonistisch-idealistischen Aussteiger zu werden.

Bemerkenswert hieran ist die Tatsache, daß ein Bourgeois aus irgendeinem Grund und in einem bestimmten Augenblick seines Lebens seine Kultur und seine politisch-ökonomische Rolle zugunsten einer »aristokratischen« aufzugeben scheint. Mit dieser verbindet sich indes seit dem neunzehnten Jahrhundert nicht mehr unbedingt ein Adelsprädikat, sondern einfach das, was man als »alteingesessenen Reichtum« bezeichnen könnte. Das traditionelle Symbol für dieses Phänomen ist der Erwerb von Ländereien gewesen; es bezeichnete den Übergang vom bourgeoisen Fabrikbesitzer und Stadtbewohner zum adligen Land- und Gutsbesitzer.

Warum sollte ein Bourgeois so etwas tun? Die Antwort liegt auf der Hand. In bezug auf den Sozialstatus und den kulturellen Diskurs der Moderne ist nie bezweifelt worden (und zwar vom elften Jahrhundert bis in unsere Zeit), daß es »besser« oder erstrebenswerter ist, ein Aristokrat zu sein als ein Bürger. Das ist (auf den ersten Blick jedenfalls) aus zwei Gründen bemerkenswert. Zunächst wird immer wieder

behauptet, daß der Bourgeois (seit dem neunzehnten, sechzehnten oder x-ten Jahrhundert) *die* dynamische Gestalt in unserem politisch-ökonomischen Prozeß (gewesen) ist. Warum sollte jemand das Rampenlicht verlassen wollen, um sich in einer archaischen Nische der gesellschaftlichen Szenerie einzurichten? Des weiteren hat der Feudalismus (oder die Feudalordnung) den Adel in seinen ideologischen Darstellungen gefeiert, der Kapitalismus aber hat eine andere Ideologie hervorgebracht, in deren Mittelpunkt niemand anderer steht als der Bourgeois. Diese neue Ideologie hat sich — zumindest im Zentrum der kapitalistischen Weltwirtschaft — in den letzten 150 bis 200 Jahren als die herrschende herauskristallisiert. Dennoch findet die Geschichte der *Buddenbrooks* ihre Fortsetzung, und selbst im heutigen Großbritannien wird ein auf Lebenszeit verliehener Adelstitel als ehrenhafte Auszeichnung angesehen.

2. Ein wichtiger polemischer Begriff — der marxistischen Literatur vertraut, aber keineswegs auf sie beschränkt — findet sich in der Redeweise vom »Verrat« der Bourgeoisie an ihrer historischen Rolle. Dieser Begriff bezieht sich auf die Tatsache, daß in bestimmten, weniger »entwickelten« Ländern die lokale/nationale Bourgeoisie sich von ihrer »normalen« oder für normal gehaltenen ökonomischen Rolle abgewendet hat. Statt dessen werden die Bourgeois Großgrundbesitzer oder Rentiers, das heißt »Aristokraten«. Doch geht diese Aristokratisierung über die Aspekte einer persönlichen Biographie hinaus und betrifft ein kollektives Verhaltensmuster. Mit anderen Worten handelt es sich um die Wahl des richtigen Zeitpunkts für diesen Rollenwechsel, der einer Art nationalem Kalender folgen soll. Eine implizite Theorie von Entwicklungsstadien vorausgesetzt, sollte die Bourgeoisie zu einem gewissen Zeitpunkt den Staatsapparat übernehmen, einen »bourgeoisen Staat« schaffen, das Land industrialisieren, und dadurch als Kollektiv bedeutende Summen von Kapital akkumulieren. Kurz gesagt sollte die Bourgeoisie dem von Großbritannien eingeschlagenen Weg folgen. Danach würde es vielleicht von geringerer Bedeutung sein, wenn einzelne Bourgeois sich der »Aristokratisierung« hingäben. Geschieht das jedoch schon vor diesem Zeitpunkt, so wird die kollektive nationale Transformation sehr viel schwieriger (wenn nicht gar unmöglich). Diese Art von Analyse hat im zwanzigsten Jahrhundert zur Untermauerung einer grundsätzlichen politischen Strategie gedient. Parteien der Dritten Internationale (und ihre Nachfolgeorganisationen) haben sie als Rechtfertigung für ihre »Zweistufen-Theorie der nationalen Revolution« verwendet. Diese Theorie besagt, daß sozialistische Parteien nicht nur für die Durchführung der proletarischen Revolution (Stufe II)

verantwortlich sind, sondern auch in der Durchführung der »bürgerlichen« Revolution (Stufe I) eine gewichtige Rolle spielen müssen, denn diese, so wird argumentiert, ist historisch »notwendig« und muß in dem Maße vom Proletariat übernommen werden, in dem die jeweilige nationale Bourgeoisie ihre eigene historische Rolle »verraten« hat.

Indes ist diese ganze Auffassung auf doppelte Weise merkwürdig. Befremdend ist schon der Gedanke, daß eine Klasse, das Proletariat, sowohl die Verpflichtung als auch die gesellschaftliche Möglichkeit besitzt, die historische Aufgabe (was immer das sein mag) einer anderer Klasse, der Bourgeoisie, zu übernehmen. (Nebenbei bemerkt schmeckt diese Strategie, obwohl sie von Lenin — oder zumindest mit seiner Billigung — lanciert wurde, sehr stark nach dem Moralismus, den Marx und Engels den utopischen Sozialisten vorwarfen.) Noch seltsamer aber erscheint die Idee des »Verrats« vom Standpunkt der Bourgeoisie selbst. Warum sollte eine nationale Bourgeoisie ihre historische Rolle »verraten«? Hat sie nicht alles zu gewinnen, wenn sie sie spielt? Und da alle — die Konservativen, die Liberalen, die Marxisten — übereinstimmend erklären, daß die kapitalistischen Bourgeois jederzeit ihre eigenen Interessen verfolgen, wie erklärt sich dann, daß sie in diesem Falle offenbar unfähig sind, sie wahrzunehmen? Hier scheint mehr vorzuliegen als ein Rätsel; hier wird eine sich selbst widersprechende Behauptung aufgestellt. Die Absurdität dieser Idee wird noch durch die Tatsache untermauert, daß die quantitative Anzahl der nationalen Bourgeoisien, denen »Verrat« an ihrer historischen Rolle vorgeworfen wird, sich als keineswegs gering erweist, sondern de facto die überwiegende Mehrheit umfaßt.

3. Die Redeweise von der »Aristokratisierung der Bourgeoisie« bezieht sich vor allem auf Vorgänge in europäischen Ländern des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, und die Redeweise vom »Verrat der Bourgeoisie« ist vor allem auf Vorgänge in nicht-europäischen Regionen des zwanzigsten Jahrhunderts angewendet worden. Es gibt jedoch noch einen dritten Diskurs, der sich in erster Linie auf Vorgänge bezieht, die im späten neunzehnten und im zwanzigsten Jahrhundert in Nordamerika und Westeuropa lokalisiert werden können. Im Jahre 1932 erschien ein nachmals berühmt gewordenes Buch, dessen Autoren, Berle und Means, auf einen Trend in der Strukturgeschichte des modernen Wirtschaftsunternehmens hinwiesen, den sie als »Trennung von Besitz und Kontrolle« bezeichneten.[7] Darunter verstanden sie den Übergang von einer Situation, in der der rechtmäßige Besitzer eines Unternehmens zugleich dessen Manager war, zu einer für die modernen

Unternehmen typischen Struktur der Aufteilung dieser beiden Funktionen. Hier nämlich gab es viele (zumeist verstreute) rechtmäßige Besitzer, die nicht viel mehr taten, als Geldkapital zu investieren, während die Manager, ausgestattet mit der ganzen Macht ökonomischer Entscheidungsbefugnis, noch nicht einmal partielle Besitzer des Unternehmens sein mußten und in formaler Hinsicht lediglich bezahlte Angestellte waren. Wie jetzt allgemein anerkannt wird, entspricht diese Wirklichkeit des zwanzigsten Jahrhunderts nicht den (liberalistischen oder marxistischen) Beschreibungen, die das neunzehnte Jahrhundert von der ökonomischen Rolle des Bourgeois geliefert hat.

Der Aufstieg dieser neuen Unternehmensform, der Konzerne, hat mehr verändert als nur die Strukturen der Unternehmensleitung. Er hat auch einer völlig neuen sozialen Schicht zum Leben verholfen. Im neunzehnten Jahrhundert hat Marx vorhergesagt, daß mit der Konzentration des Kapitals auch die Polarisierung der Klassen allmählich zunehmen würde, bis schließlich nur noch eine zahlenmäßig äußerst kleine Bourgeoisie und ein zahlenmäßig riesiges Proletariat übrigblieben. In der Praxis bedeutete das für Marx, daß im Verlauf der kapitalistischen Entwicklung zwei große gesellschaftliche Gruppierungen — die unabhängigen Kleinproduzenten in der Landwirtschaft und die unabhängigen städtischen Kleinbetriebe des Handwerks — durch einen doppelten Prozeß verschwinden würden: einige würden sich in Großunternehmer (also in Bourgeois) verwandeln, die meisten aber würden zu Lohnarbeitern (also zu Proletariern) werden. Zwar verlegten sich die meisten Liberalen nicht auf derartige Vorhersagen, doch war Marx' eigene Aussage über die zukünftige Entwicklung, wenn man sie lediglich als Beschreibung sozialer Prozesse verstand, durchaus mit liberalen Thesen vereinbar. Vertreter des Konservatismus wie Carlyle hielten die marxistische Vorhersage ihrem Wesen nach für richtig, und sie schauderten bei dem Gedanken.

De facto hatte Marx recht, und die Mitgliederzahl dieser beiden Gruppierungen ist in den letzten 150 Jahren weltweit dramatisch zurückgegangen. Doch seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat man in der Soziologie bemerkt, daß das Verschwinden dieser beiden Schichten von dem Auftauchen einer neuen Schicht begleitet worden ist. Diese Erkenntnis ist heutzutage zum Gemeinplatz geworden. Allmählich setzte sich ein Sprachgebrauch durch, der vom Verschwinden einer »alten Mittelschicht« und der gleichzeitigen Herausbildung einer »neuen Mittelschicht« redete.[8] Unter letzterer verstand man die wachsende Schicht gut bezahlter Fachleute, die aufgrund der universitär erworbenen Fähigkeiten in den Konzernen Manager- oder andere

Leitungspositionen bekleideten. Ursprünglich waren das vor allem die »Ingenieure«, später dann Juristen und Mediziner, Marketing-Spezialisten, Computerfachleute usw.

Hier ist zweierlei zu bemerken. Zunächst geht es um eine linguistische Verwirrung. Diese »neuen Mittelschichten« sollen (wie im elften Jahrhundert) eine Zwischenschicht bilden, die nun aber zwischen der »Bourgeoisie« (oder den »Kapitalisten«, oder dem »Topmanagement«) und dem »Proletariat« (oder den »Arbeitern«) angesiedelt ist. Die Bourgeoisie des elften Jahrhunderts war die *mittlere* Schicht, doch in der Terminologie des zwanzigsten Jahrhunderts wird, in einer Situation, da viele sich noch auf drei unterschiedliche Schichten berufen, der Ausdruck »Bourgeoisie« für die Beschreibung der obersten Schicht benutzt. Die Verwirrung verstärkte sich noch, als man in den sechziger Jahren den Versuch unternahm, die »neuen Mittelschichten« in die »neue Arbeiterklasse« umzutaufen und dergestalt drei Schichten auf zwei zu reduzieren.[9] Dieser Namenswechsel wurde vor allem wegen seiner politischen Implikationen gefördert, doch er wies auch auf eine weitere Veränderung in der Realität hin: die Unterschiede zwischen ausgebildeten Arbeitern und den oben erwähnten Fachleuten wurden, was den Lebensstil und das Einkommensniveau betraf, geringer.

Zweitens waren diese »neuen Mittelschichten« mit den Analysekategorien des neunzehnten Jahrhunderts nur noch schwer zu beschreiben. Einige Kriterien des »Bourgeois« trafen auf sie zu: Sie waren »gut betucht«, verfügten über gewisse Geldsummen, die sie (vornehmlich in Aktien und Obligationen) investieren konnten; sie verfolgten offensichtlich politisch und wirtschaftlich ihre eigenen Interessen. Andererseits waren sie eher Lohnarbeitern vergleichbar, denn ihr Einkommen resultierte in erster Linie aus fortlaufenden Gehaltszahlungen für geleistete Arbeit (verdankte sich also nicht Einkünften aus Besitz und Eigentum). In dieser Hinsicht waren sie »proletarisch«. Schließlich widersprach ihr oftmals hedonistischer Lebensstil den puritanischen Beschränkungen, die mit einer bourgeoisen Kultur in Verbindung gebracht werden; und in dieser Hinsicht waren sie »aristokratisch«.

4. Die »neuen Mittelschichten« hatten ein Pendant in der Dritten Welt. Als diese Länder nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Unabhängigkeit erlangten, zeichnete sich der Aufstieg einer sehr bedeutsamen Schicht ab. Es handelte sich dabei um ausgebildete Kader, die im Dienste der Regierung standen und deren Einkommensniveau sie im Vergleich zu den meisten ihrer Mitbürger als durchaus wohlhabende Personen auswies. In Afrika hoben sich diese Kader aufgrund der fast vollständigen

Abwesenheit anderer wohlhabender Personengruppen besonders scharf gegen die übrige Bevölkerung ab, und sie wurden, mit einem neu geschaffenen Begriff, als »administrative Bourgeoisie« bezeichnet. Diese Schicht war, was den Lebensstil und die gesellschaftlichen Werte betraf, in ganz traditionellem Sinne »bourgeois«. Sie repräsentierte den sozialen Unterbau der meisten Regime in einem Ausmaß, das Fanon zu der Behauptung veranlaßte, die afrikanischen Ein-Parteien-Staaten seien »Diktaturen der Bourgeoisie«, und zwar genau dieser »administrativen Bourgeoisie«.[10] Und doch waren diese Staatsbeamten natürlich insofern keine »Bourgeois«, als sie deren traditionelle ökonomische Rolle nicht übernahmen. Sie waren keine Unternehmer, beschäftigten keine Lohnarbeiter, führten keine neuen Produktionsmittel ein, nahmen kein wirtschaftliches Risiko auf sich, strebten nicht nach Profitmaximierung. Das ist allerdings nicht ganz richtig. Repräsentanten der administrativen Bourgeoisie haben diese klassischen ökonomischen Rollen des öfteren gespielt, doch wurden sie in dem Falle nicht gepriesen, sondern mußten sich den Vorwurf der »Korruption« gefallen lassen.

5. Es gibt noch einen fünften Bereich, in dem der Begriff der Bourgeoisie und/oder der Mittelschicht eine verwirrende, doch zugleich zentrale Rolle übernommen hat, nämlich in der Analyse der Struktur und Funktion des Staates in der modernen Welt. Auch in diesem Falle waren sich konservative, liberale und marxistische Theorien darin einig, daß die Heraufkunft des Kapitalismus auf diese oder jene Weise im engen Zusammenhang mit der politischen Kontrolle des Staatsapparates stehe. Die Marxisten gingen davon aus, daß eine kapitalistische Wirtschaft einen durch die Bourgeoisie beherrschten Staat erforderlich mache. Diese Sichtweise wird in ebenso knapper wie treffender Form durch folgenden Satz aus dem *Kommunistischen Manifest* umrissen: »Die moderne Staatsgewalt ist nur ein Ausschuß, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisieklasse verwaltet.« Die whiggistische Interpretation ging in ihrem Kern davon aus, daß sich in der Geschichte auf der wirtschaftlichen wie auch politischen Ebene der Drang zur menschlichen Freiheit gleichermaßen verwirkliche. Dem Prinzip des *laissez-faire* lag die repräsentative Demokratie oder zumindest eine Form von parlamentarischer Herrschaft zugrunde. Und worüber beklagten sich die Konservativen, wenn nicht über den tiefgreifenden Zusammenhang zwischen der Vorherrschaft der gefühllosen baren Zahlung und dem Niedergang traditioneller Institutionen (der sich zuvörderst auf der Ebene staatlicher Strukturen vollzog)?

Wenn die Konservativen von Restauration sprachen, so dachten sie an die Wiederherstellung der Monarchie und der Adelsprivilegien.

Allerdings gab es auch einige Stimmen, die dem beharrlich widersprachen. Im viktorianischen England, mithin im Herzen des Triumphs der Bourgeoisie und zum Zeitpunkt seiner höchsten Entfaltung, erkannte Walter Bagehot, daß die Rolle der Monarchie bei der Aufrechterhaltung der Bedingungen, mittels derer ein moderner Staat, ein kapitalistisches System überleben und sich entwickeln kann, keineswegs ausgepielt ist.[11] Für Max Weber war die Bürokratisierung der Welt, die er als entscheidenden Prozeß in der Entwicklung der kapitalistischen Zivilisation ansah, an der Spitze des politischen Systems gar nicht durchsetzbar.[12] Und Joseph Schumpeter behauptete, daß infolge der Unfähigkeit der Bourgeoisie, auf Bagehots Warnungen zu hören, ihr Herrschaftsgebäude unwiderruflich zusammenfallen würde. Die Bourgeoisie bereite, indem sie auf der Herrschaft bestehe, ihren eigenen Untergang vor.[13] Alle drei waren der Auffassung, daß die Gleichung von bourgeoiser Wirtschaft und bourgeoisem Staat komplizierter war, als es den Anschein hatte.

Auf seiten der Marxisten war die Staatstheorie, die Theorie der Klassenbasis des bourgeoisen Staates, eines der dornenreichsten Probleme der letzten dreißig Jahre, was vor allem an den Diskussionen zwischen Nicos Poulantzas und Ralph Miliband deutlich wird.[14] Die Redeweise von der »relativen Autonomie des Staates« ist zu einem Klischee geworden, das sich breiter formeller Unterstützung erfreut. Worauf bezieht es sich denn, wenn nicht auf die Tatsache, daß mittlerweile so viele Definitionen von »Bourgeoisie« oder »Mittelschicht(en)« in Umlauf sind, daß es unmöglich ist zu bestimmen, welche Gruppierung den Staat tatsächlich im Sinne des Satzes aus dem *Kommunistischen Manifest* kontrolliert? Und auch die Kombination dieser Gruppierungen scheint sich nicht zu einer einheitlichen Klasse oder Gruppe zusammenzufügen.

Dergestalt scheint der Begriff des »Bourgeois«, so wie er uns von den mittelalterlichen Anfängen über seine Inkarnationen im Europa des *Ancien Régime* bis zum Industrialismus des neunzehnten Jahrhunderts überliefert ist, in der Welt des zwanzigsten Jahrhunderts kaum noch auf gesicherte Weise verwendet werden zu können. Noch schwieriger ist es offenbar, ihn als Ariadnefaden für die Interpretation der historischen Entwicklung der modernen Welt zu benutzen. Doch besteht augenscheinlich nicht die Bereitschaft, den Begriff gänzlich fallenzulassen. Mir ist keine ernsthafte historische Interpretation unserer modernen Welt bekannt, die auf den Begriff der Bourgeoisie

oder auf seine Alternative, die »Mittelschicht(en)«, verzichten würde. Dafür gibt es gute Gründe. Man kann keine Geschichte erzählen, ohne ihren Hauptprotagonisten zu erwähnen. Wenn jedoch ein Begriff sich als mit der Realität dauerhaft unvereinbar erweist (und das gilt für alle wichtigeren, miteinander konkurrierenden, ideologischen Interpretationen dieser Realität), dann ist es vielleicht an der Zeit, den Begriff zu überprüfen und noch einmal auf seine wesentlichen Charakterzüge hin zu befragen.

Zuvor möchte ich noch auf ein weiteres merkwürdiges Phänomen in der Geistesgeschichte hinweisen. Wir sind uns alle der Tatsache bewußt, daß das Proletariat (oder, wenn man so will, die Lohnarbeiterschaft) keine unvermittelte historische Erscheinung darstellt, sondern im Lauf der Zeit geschaffen worden ist. Es gab einmal eine Zeit, da die meisten Arbeitskräfte in der Welt landwirtschaftliche Produzenten waren, die ihr Einkommen aus sehr unterschiedlichen Quellen, aber kaum in der Form von Löhnen bezogen. Heute wohnt ein großer (und immer größer werdender) Teil der globalen Arbeiterschaft in Städten und empfängt sein Arbeitsentgelt zumeist in der Form von Löhnen. Diese Verschiebung wird von einigen als »Proletarisierung« bezeichnet, während andere von der »Entstehung der Arbeiterklasse« sprechen.[15] Über diesen Prozeß gibt es viele Theorien; er ist Gegenstand vielfältiger Untersuchungen.

Gleichermaßen wissen wir (heben es allerdings weniger hervor), daß der Prozentsatz jener Personen, die man als »Bourgeois« (in der einen oder anderen Definition) bezeichnen könnte, heute viel höher liegt als in früheren Zeiten. Er ist zweifellos seit etwa dem elften und ganz sicher seit dem sechzehnten Jahrhundert kontinuierlich angewachsen. Und doch spricht meines Wissens fast niemand von der »Bourgeoisifizierung« als einem Prozeß, der mit dem der »Proletarisierung« parallel verlaufen ist. Auch schreibt niemand ein Buch über die »Entstehung der Bourgeoisie«, sondern wenn überhaupt, dann eher über *»Les Bourgeois conquérants«* (»Die Bourgeois als Eroberer«).[16] Es ist als ob die Bourgeoisie ein unmittelbar Gegebenes wäre, das durch diese Unmittelbarkeit auf andere — auf die Aristokratie, den Staat, die Arbeiter — einwirken könnte. Die Bourgeoisie scheint keine Entstehungsgeschichte zu kennen, sondern als fertiges Gebilde dem Haupte Zeus' entsprungen zu sein.

Man sollte eigentlich ein Gespür für so einen offensichtlichen *deus ex machina* haben — und ein solcher ist die Bourgeoisie in der Tat gewesen. Denn die wichtigste Verwendungsweise des Begriffs »Bourgeoisie/Mittelschicht(en)« bestand darin, die Ursprünge der modernen

Welt zu erklären. Es war einmal, so wird das Märchen erzählt, der Feudalismus, beziehungsweise eine Wirtschaft, die nicht auf den Prinzipien des Warenhandels und der Spezialisierung beruhte. Es gab den Adel und es gab die Bauern. Und dann gab es noch (wirklich nur durch Zufall?) ein paar städtische »Bürger«, die ihre Produktion und ihren Handel über den Markt abwickelten. Die Mittelschichten begannen ihren Aufstieg, weiteten den Bereich der durch Geld vermittelten Transaktionen aus und entfesselten dabei und dadurch die Wunder der modernen Welt. Etwas anders formuliert, aber von der gleichen Vorstellung geprägt, lautet die Erzählung so: Die Bourgeoisie vollzog nicht nur (auf dem wirtschaftlichen Schauplatz) den Aufstieg, sondern wagte in der Folge auch (auf dem politischen Schauplatz) den Aufstand, um die Herrschaft der Aristokratie zu beseitigen. Damit dieser Mythos einen Sinn ergibt, muß die Bourgeoisie/die Mittelschicht etwas unmittelbar Gegebenes sein. Eine Analyse der historischen Herausbildung dieser Bourgeoisie würde die explanatorische Kohärenz des Mythos unweigerlich in Frage stellen. Und so hat man weitgehend davon Abstand genommen, diese Analyse durchzuführen.

Auf diese Weise ist ein realer Handlungsträger, der städtische »Bürger« des späten Mittelalters, verdinglicht und in eine unhinterfragte Substanz, den die moderne Welt erobernden Bourgeois, verwandelt worden. Diese Verdinglichung geht mit einer Mystifikation seiner Psychologie oder seiner Ideologie Hand in Hand. Der Bourgeois, so wird angenommen, ist ein »Individualist«. Auch hierüber herrscht zwischen Marxisten, Liberalen und Konservativen wiederum Einigkeit. Alle drei Denkrichtungen gehen davon aus, daß es im Unterschied zu vergangenen Epochen (und, wie vor allem die Marxisten betonen, im Unterschied zu künftigen) einen hauptsächlichen Handlungsträger in der Gesellschaft gibt, nämlich den Bourgeois-Unternehmer, der sich um sich selbst (und ausschließlich um sich selbst) kümmert. Er empfindet keine sozialen Verpflichtungen, kennt keine (oder nur wenige) gesellschaftlichen Einschränkungen und folgt immerfort einem Bentham'schen arithmetischen Kalkül von Freude und Schmerz. Die Liberalen des neunzehnten Jahrhunderts definierten dies als Ausübung von Freiheit und verfochten das etwas mysteriöse Argument, daß ein solches Tun allen zum Vorteil gereichen würde, wenn alle sich dessen mit ganzem Herzen befleißigten. Dann gäbe es keine Verlierer, sondern nur Gewinner. Die Konservativen und die Marxisten des neunzehnten Jahrhunderts fanden sich in einer ablehnenden Haltung zusammen und waren angesichts dieser liberalen Sorglosigkeit in moralischer Hinsicht empört und in soziologischer Hinsicht skeptisch. Was die Liberalen als

Ausübung von »Freiheit« und als Quelle menschlichen Fortschritts betrachteten, galt ihnen als Weg in die »Anarchie«, die schon als solche nicht wünschenswert war, und die auf lange Sicht alle Bande, durch welche die Gesellschaft zusammengehalten wurde, aufzulösen drohte.

Ich will damit gar nicht leugnen, daß es im modernen Denken einen starken Zug zum »Individualismus« gegeben hat, der den Höhepunkt seines Einflusses im neunzehnten Jahrhundert erreichte. Unbezweifelbar ist auch, daß sich diese Denkweise — als Ursache und Wirkung — in bedeutenden sozialen Verhaltensformen wichtiger gesellschaftlicher Handlungsträger in der modernen Welt widerspiegelte. Warnen möchte ich jedoch vor einem logischen Sprung in der Argumentation: Sicher ist der Individualismus *ein* wichtiger Charakterzug der gesellschaftlichen Wirklichkeit, doch folgt daraus nicht, daß er der *einzig* wichtige und der für die moderne Welt, die bürgerliche Zivilisation und die kapitalistische Weltwirtschaft entscheidende Charakterzug ist. So einfach liegen die Dinge nicht.

Das grundlegende Problem liegt in den Vorstellungen, die wir uns von der Funktionsweise des Kapitalismus machen. Weil der Kapitalismus den freien Fluß der Produktionsfaktoren — Arbeit, Kapital und Waren — erfordert, nehmen wir an, daß er den *völlig* freien Fluß erfordert (oder daß dies zumindest von den Kapitalisten gewünscht wird). Tatsächlich aber erfordert der Kapitalismus und wünschen sich die Kapitalisten nur einen *partiell* freien Fluß. Weil der Kapitalismus mittels der Marktmechanismen operiert, die auf dem »Gesetz« von Angebot und Nachfrage beruhen, nehmen wir an, daß ein vollständig wettbewerbsorientierter Markt erforderlich ist oder gewünscht wird. Wirklich erforderlich und von Kapitalisten gewünscht sind jedoch Märkte, die zugleich ausgenutzt und umgangen werden können, sind Wirtschaftsformen, die eine angemessene Mischung von Wettbewerb und Monopol garantieren. Weil der Kapitalismus ein System ist, in dem individualistische Verhaltensweisen belohnt werden, nehmen wir an, daß die allgemeine Verbreitung solcher Verhaltensweisen erforderlich ist oder von Kapitalisten gewünscht wird. Tatsächlich aber gehen Erfordernis und Wunsch dahin, daß sowohl Bourgeois als auch Proletarier sich eine Mentalität aneignen, die eine starke Dosis anti-individualistischer Orientierung enthält. Weil der Kapitalismus ein System ist, das auf der Basis juristisch fixierter Eigentumsrechte errichtet wurde, nehmen wir an, daß das Privateigentum geheiligt ist und seine Rechte auf immer größere Bereiche der gesellschaftlichen Interaktion ausgedehnt werden sollen. Tatsächlich aber ist die gesamte Geschichte des Kapitalismus durch einen beständigen Niedergang, nicht aber

durch die Ausdehnung der Eigentumsrechte geprägt. Weil der Kapitalismus ein System ist, in dem Kapitalisten immer für das Recht eingetreten sind, ökonomische Entscheidungen aus rein ökonomischen Gründen zu treffen, nehmen wir an, daß sie de facto gegen jegliche politische Einflußnahme auf ihre Entscheidungen allergisch sind. In Wirklichkeit aber haben sie immer versucht, sich des Staatsapparats zu bedienen, und sie haben die Auffassung vom Primat der Politik begrüßt.

Kurz gesagt, bestand das Manko an unserem Begriff des Bourgeois darin, daß wir die historische Wirklichkeit des Kapitalismus auf den Kopf gestellt (um nicht zu sagen: pervertiert) haben. Wenn der Kapitalismus überhaupt etwas ist, dann ein System, das auf der *endlosen* Akkumulation von Kapital beruht. Diese Endlosigkeit ist es, die als prometheischer Geist des Systems gefeiert oder verdammt wurde.[17] Diese Endlosigkeit ist es, als deren fortwährender Widerpart, Emile Durkheim zufolge, die Anomie sich darstellte.[18] Und diese Endlosigkeit ist es, der wir alle, so behauptet Erich Fromm, zu entfliehen suchen.[19]

In seiner Analyse des Zusammenhangs zwischen der protestantischen Ethik und dem Geist des Kapitalismus beschrieb Max Weber die sozialen Implikationen der kalvinistischen Prädestinationslehre.[20] Kurz gefaßt stellt sich die Argumentation wie folgt dar: Wenn Gott allmächtig ist und nur eine geringe Anzahl von Menschen das Seelenheil erlangen kann, dann sind die Menschen außerstande, sich zu vergewissern, ob sie zu dieser Anzahl gehören werden. Denn wenn sie dazu in der Lage wären, so würden sie Gottes Willen bestimmen und ihn so seiner Allmacht berauben. Weber wies nun darauf hin, daß dies zwar logisch, aber nicht psycho-logisch gedacht war. Aus dieser Logik nämlich könnte der psychologische Schluß gezogen werden, daß jegliches Verhalten erlaubt sei, da ohnehin alles der Vorherbestimmung unterliege. Ebenso könnte man depressiv werden und jeglichem Handeln entsagen, da in bezug auf die einzig legitime Zielvorstellung, das Seelenheil, alle Tätigkeit als nutzlos sich erweist. Weber behauptete, daß eine Logik, die in Konflikt mit einer Psycho-Logik geriet, nicht überleben könne und von daher zurechtgebogen werden müsse. Und genau das geschah im Kalvinismus. Die Kalvinisten fügten dem Prinzip der Prädestination die Möglichkeit des (zumindest negativen) Vorherwissens hinzu. Zwar können wir durch unsere Taten Gottes Verhalten nicht beeinflussen, aber bestimmte negative oder sündhafte Verhaltensweisen können als Zeichen dafür dienen, daß wir der Gnade nicht teilhaftig werden. Psychologisch war nun alles im Lot. Wir wurden

sanft dazu gezwungen, uns richtig zu verhalten, weil anderenfalls Gott seine schützende Hand von uns abziehen würde.

Ich möchte nun, parallel zu Webers Analyse, zwischen der Logik und der Psycho-Logik des kapitalistischen Ethos unterscheiden. Wenn das operative Ziel aller Handlungen in der endlosen Akkumulation von Kapital besteht, dann sind harte Arbeit und Selbstverleugnung logisch strengstens vorgeschrieben. Wie es ein ehernes Lohngesetz gibt, so auch ein ehernes Gesetz der Profite. Ein Pfennig, den man der Nachgiebigkeit gegen sich selbst opfert, ist ein Pfennig, der dem Investitionsprozeß und von daher der weiteren Kapitalakkumulation entzogen wird. Doch obwohl das eherne Profitgesetz eine untadelige Logik aufweist, ist seine Psycho-Logik ganz und gar nicht stimmig. Warum sollte man Kapitalist, Unternehmer, Bourgeois sein, wenn überhaupt keine persönlichen Belohnungen winken? Offenkundig lohnt es sich in einem solchen Fall nicht, und keiner würde Kapitalist usw. werden wollen. Die Logik aber erfordert genau dies, den Verzicht. Folglich muß die Logik zurechtgebogen werden, weil sonst das System nicht funktioniert. Und es funktioniert ja nun schon einige Zeit.

So wie die Verbindung von Allmacht und Prädestination durch das Vorherwissen verändert (und schließlich untergraben) wurde, so wurde die Verbindung von Akkumulation und Rücklagen durch die Rente verändert (und schließlich untergraben). Wie wir wissen, wurde die Rente von den klassischen Ökonomen (unter Einschluß von Marx, dem letzten Vertreter der klassischen Ökonomie) als direkte Antithese des Profits vorgestellt. Das ist falsch, denn tatsächlich ist sie seine Inkarnation. Die klassischen Ökonomen gingen davon aus, daß es eine historische Entwicklung von der Rente zum Profit gegeben habe, was sich in unserem historischen Mythos als Umsturz der Aristokratie durch die Bourgeoisie niederschlägt. Tatsächlich aber ist dies in zweierlei Hinsicht falsch. Zum einen ist der zeitliche Rahmen von kurzfristiger, nicht von langfristiger Dauer, zum anderen verläuft die Entwicklung in die entgegengesetzte Richtung. Jeder Kapitalist versucht den Profit in Rente umzuwandeln. Das läßt sich in folgende Behauptung übersetzen: Das vorrangige Ziel jedes »Bourgeois« besteht darin, ein »Aristokrat« zu werden. Und diese Behauptung betrifft nicht die *longue durée,* die langfristige Entwicklung, sondern einen kurzfristigen Zeitraum.

Was ist »Rente«? Im engeren ökonomischen Sinne ist Rente jenes Einkommen, das aus der Kontrolle über ein konkretes zeitlich-räumliches Segment der Wirklichkeit resultiert, dessen Existenz nicht durch den Besitzer ins Leben gerufen wurde und auch kein Ergebnis

seiner eigenen Arbeit (und sei's als Unternehmer) darstellt. Wenn der Zufall es will, daß ich an einem Fluß in der Nähe einer Furt Land besitze, und von allen, die die Furt durchqueren wollen, eine Gebühr erhebe, dann werden diese Einkünfte »Rente« genannt. Wenn ich anderen erlaube, auf eigene Rechnung auf meinen Ländereien zu arbeiten, oder in einem mir gehörenden Gebäude zu wohnen, und ich dafür von ihnen Geld bekomme, werde ich »Rentier« (oder Vermieter/Verpächter) genannt. Im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts wurden Rentiers in Dokumenten als »Bourgeois, die von ihren Einkünften wie Adlige leben« bezeichnet. Das hieß mit anderen Worten, daß sie keine Geschäftsleute waren und keinen Beruf ausübten.[21]

Nun ist es in Anbetracht dieser Fälle nicht ganz richtig, daß ich gar nichts getan habe, um mich des Vorteils, der zur Rente führte, zu versichern. Ich hatte die Voraussicht oder das Glück, bestimmte Eigentumsrechte zu erwerben, was mir die legale Möglichkeit verschafft, die Rente zu kassieren. Die dem Erwerb dieser Eigentumsrechte zugrundeliegende »Arbeit« ist durch zweierlei gekennzeichnet. Zum einen fand sie in der Vergangenheit statt und nicht in der Gegenwart. (Oftmals sogar in der weiter entfernten Vergangenheit, das heißt, durch einen Vorfahren.) Zum anderen erforderte sie die Zustimmung einer politischen Autorität, ohne die sie in der Gegenwart kein Geld einbringen kann. So ist Rente = Vergangenheit, und Rente = politische Macht.

Die Rente dient dem existierenden Eigentümer als Einkommen, nicht aber dem, der durch zusätzlichen aktuellen Arbeitsaufwand Eigentum zu erwerben sucht. Von daher ist die Rente immer Angriffen ausgesetzt. Und da es für die Rente politische Garantien gibt, ist sie immer auch politischen Angriffen ausgesetzt. Der erfolgreiche Angreifer wird jedoch in der Folge seinerseits Eigentum erwerben. Und sobald das geschehen ist, wird es sein Interesse sein, die Legitimität der Rente zu verteidigen.

Die Rente ist ein Mechanismus, mittels dessen die Profitrate so angehoben werden kann, daß sie die in einem wahrhaft wettbewerbsorientierten Markt zu erzielende Rate übersteigt. Kehren wir zum Beispiel der Flußüberquerung zurück. Nehmen wir einen Fluß an, der nur an einer Stelle schmal genug ist, so daß dort eine Brücke gebaut werden kann. Nun gibt es verschiedene Alternativen. Der Staat könnte erklären, daß alles Land potentieller Privatbesitz ist, und daß die Person, der zufällig die beiden gegenüberliegenden Uferstücke an der engsten Stelle des Flusses gehören, eine private Brücke bauen und eine Gebühr für die Benutzung erheben dürfe. Unter der Voraussetzung, daß es nur

eine Übergangsmöglichkeit gibt, besäße diese Person ein Monopol und könnte eine sehr hohe Gebühr erheben. Das wäre ein Weg, um einen beträchtlichen Teil des Mehrwerts aus allen Warenketten herauszupressen, die den Fluß überqueren müssen. Alternativ dazu könnte der Staat die gegenüberliegenden Ufer zu öffentlichem Besitz erklären. In diesem Fall ergeben sich zwei weitere idealtypische Möglichkeiten. Zum einen könnte der Staat mit öffentlichen Mitteln eine Brücke bauen und keine oder nur eine kostendeckende Gebühr erheben. In diesem Falle würde den entsprechenden Warenketten kein Mehrwert entzogen. Zum anderen könnte der Staat die Benutzung der Ufer durch konkurrierende Bootseigentümer zum Zwecke des Gütertransports gestatten. In diesem Fall würde der scharfe Wettbewerb den Preis solcher Dienstleistungen so reduzieren, daß die Bootseigentümer nur eine sehr geringe Profitrate realisieren könnten. Demzufolge wäre auch der von ihnen einbehaltene Mehrwertanteil aus den transportierten Warenketten äußerst niedrig.

Ich möchte darauf hinweisen, daß in diesem Beispiel die Rente (nahezu) das gleiche zu sein scheint wie der Monopolprofit. Wie wir wissen, bezeichnet der Ausdruck »Monopol« eine Situation, in der aufgrund fehlenden Wettbewerbs ein Geschäftsabschluß hohe Profite einbringt. Anders gesagt kann in einer Monopolsitutation ein hoher Anteil desjenigen Mehrwerts einbehalten werden, der durch die gesamte Warenkette produziert wird, von der das monopolisierte Segment wiederum einen Teil bildet. Klarerweise wächst die Profitrate in dem Maße, in dem es einem Unternehmen gelingt, bestimmte konkrete Wirtschaftssegmente zu monopolisieren. Und je mehr sich die Marktsituation am Wettbewerb orientiert, desto niedriger liegt die Profitrate. Diese Verbindung zwischen tatsächlicher Konkurrenzsituation und niedrigen Profitraten ist in historischer Sicht eine der ideologischen Rechtfertigungen für das System des freien Unternehmertums. Leider hat der Kapitalismus ein solches System im umfassenden Sinne nie gekannt, und zwar deshalb nicht, weil die Kapitalisten maximale Profite zu realisieren suchen, um so viel Kapital wie möglich akkumulieren zu können. Sie sind von daher nicht nur motiviert, sondern strukturell gezwungen, monopolistische Positionen anzustreben. Und dies versuchen sie über die Hauptagentur zu erreichen, die dauerhafte Profitmaximierung ermöglicht, nämlich über den Staat.

Es ist, wie man sieht, eine verkehrte Welt, die ich hier darstelle. Nicht den Wettbewerb wollen die Kapitalisten, sondern das Monopol. Nicht über den Profit wollen sie Kapital akkumulieren, sondern über die Rente. Aristokraten wollen sie sein, aber keine Bourgeois. Und da

sich historisch — das heißt, vom sechzehnten Jahrhundert bis in die Gegenwart — die kapitalistische Logik in der kapitalistischen Weltwirtschaft vertieft und ausgeweitet hat, gibt es jetzt mehr Monopole (und nicht weniger), gibt es mehr Rente (und weniger Profit), gibt es mehr Aristokratie (und weniger Bourgeoisie).

Jetzt reicht's! höre ich die Einwände. Das ist uns zu oberschlau! In diesem Bild erkennen wir unsere Welt nicht wieder. Und es ist auch keine glaubwürdige Interpretation der historischen Vergangenheit, die uns von unseren Studien her vertraut ist. Diese Einwände sind richtig, denn ich habe die Hälfte der Geschichte ausgelassen. Der Kapitalismus ist kein statisches, sondern ein historisches System, das sich durch seine innere Logik und seine inneren Widersprüche entwickelt hat. Mit anderen Worten, es kennt säkulare Trends ebenso wie zyklische Rhythmen. Wir wollen also, besonders hinsichtlich des Subjekts unserer Untersuchung, des Bourgeois, diese säkularen Trends ins Auge fassen, oder besser noch jenen säkularen Prozeß, den wir als »Bourgeoisifizierung« bezeichnet haben. Meines Erachtens verläuft dieser Prozeß ungefähr in der folgenden Weise.

Die Logik des Kapitalismus erfordert den enthaltsamen Puritaner vom Typus eines Scrooge, dem sogar die christliche Nächstenliebe zu teuer ist. Die Psycho-Logik des Kapitalismus, der das Geld eher als Maßstab der Gnade (und der Kreditwürdigkeit) denn der Macht gilt, erfordert, daß der Reichtum zur Schau gestellt werde, und mithin Prestigekäufe zu tätigen seien. Um diesen Widerspruch nicht aufbrechen zu lassen, überträgt das System die beiden Triebkräfte auf eine Generationenfolge, und daraus ergibt sich das *Buddenbrooks*-Phänomen. Wo immer wir eine Ansammlung von erfolgreichen Unternehmern vorfinden, finden wir eine Ansammlung von *Buddenbrooks*-Typen vor. Das gilt zum Beispiel für die Aristokratisierung der Bourgeoisie im Holland des späten siebzehnten Jahrhunderts. Wenn sich dies als Farce wiederholt, so nennen wir es den Verrat an der historischen Rolle der Bourgeoisie — wie etwa im Ägypten des zwanzigsten Jahrhunderts.

Es handelt sich hier auch nicht nur um das Problem, wie sich der Bourgeois als Konsument verhält. Seine Neigung für den aristokratischen Lebensstil kann ebenso an seiner ursprünglichen Handlungsweise als Unternehmer abgelesen werden. Bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein (mit Überbleibseln in der Gegenwart) war das kapitalistische Unternehmen hinsichtlich der Arbeitsverhältnisse dem Modell des mittelalterlichen Landguts nachgebildet. Der Eigentümer stellte sich als Vaterfigur dar, der für seine Beschäftigten sorgte, ihnen

Obdach und eine Art von sozialer Sicherung bot und sich nicht nur um ihre Arbeitsmoral, sondern auch um ihr sonstiges moralisches Verhalten kümmerte. Mit der Zeit jedoch neigte das Kapital zu Konzentrationsprozessen. Das war die Folge des Monopolstrebens, des Bemühens, die jeweiligen Konkurrenten auszuschalten. Dieser Prozeß vollzieht sich sehr langsam, weil es viele Gegenbewegungen gibt, die die Quasi-Monopole fortwährend zerstören. Dennoch sind die Unternehmensstrukturen allmählich umfassender geworden, und damit war auch die Trennung von Eigentum und Kontrolle verbunden. Das war das Ende des Paternalismus, der Aufstieg der Konzerne und von daher die Herausbildung der neuen Mittelschicht(en). Wo die »Unternehmen« de facto dem Staat gehören und nicht nomineller Privatbesitz sind, nehmen die neuen Mittelschichten zum großen Teil die Form einer administrativen Bourgeoisie an. (Das gilt vor allem für die schwächeren Staaten der peripheren und besonders der halb-peripheren Regionen.) Mit dem weiteren Fortschreiten dieses Prozesses wird die Rolle des legalen Eigentümers immer mehr zur Nebenrolle, bis es schließlich nur noch zum Statisten reicht.

Wie sollen wir diese neuen Mittelschichten, die aus Gehaltsempfängern gebildeten Bourgeoisien, begrifflich fassen? In bezug auf Lebensstil oder Konsumtion handelt es sich zweifellos um Bourgeois. Auch die Tatsache, daß sie (wenn man so will) Empfänger von Mehrwert sind, spricht dafür. In bezug auf Eigentumsrechte oder Kapital handelt es sich dagegen nicht (oder in sehr viel geringerem Maße) um Bourgeois. Das heißt, die Angehörigen dieser Mittelschichten sind sehr viel weniger als die »klassische« Bourgeoisie in der Lage, Profit in Rente umzuwandeln, mithin sich selbst zu aristokratisieren. Sie leben von den Vorteilen, die sie sich in der Gegenwart verschafft haben, und nicht von den Privilegien, die ihnen als Erbschaft aus der Vergangenheit zugefallen sind. Ebensowenig können sie gegenwärtiges Einkommen (Profit) in zukünftiges Einkommen (Rente) verwandeln. Das heißt, sie werden nicht eines Tages die Vergangenheit darstellen können, von der ihre Kinder dann zehren. Nicht nur sie leben in der Gegenwart, auch ihre Kinder und Kindeskinder werden es tun müssen. Und genau darin liegt die Bedeutung der Bourgeoisifizierung — sie ist das Ende der Möglichkeit der Aristokratisierung (des holdesten Traums, den ein mit klassischem Eigentum ausgestatteter Bourgeois träumen konnte), sie ist das Ende der Konstruktion einer Vergangenheit für die Zukunft, sie ist die Verurteilung zum Leben in der Gegenwart.

Man beachte, wie außerordentlich parallel dieser Prozeß zu einem anderen verläuft, den wir traditionellerweise als »Proletarisierung«

bezeichnen. Wohlgemerkt, diese Prozesse sind parallel, nicht identisch. Gemeinhin wird unter einem Proletarier ein Arbeiter verstanden, der weder ein Bauer (also ein kleiner Landbesitzer), noch ein Handwerker (also ein kleiner Maschinenbesitzer) ist. Ein Proletarier ist jemand, der auf dem Markt außer seiner Arbeitskraft nichts anbieten kann und der keine Ressourcen (das heißt, keine Vergangenheit) besitzt, auf die er zurückgreifen könnte. Er lebt von dem, was er in der Gegenwart verdient. Auch der von mir beschriebene Bourgeois verfügt nicht mehr über Kapital (hat von daher keine Vergangenheit) und lebt von dem, was er in der Gegenwart verdient. Er unterscheidet sich allerdings in einem gewichtigen Punkt vom Proletarier: er lebt nämlich sehr viel besser. Dieser Unterschied scheint nichts mehr (oder nur noch sehr wenig) mit dem Besitz oder der Kontrolle von Produktionsmitteln zu tun zu haben. Dennoch erhält dieser Bourgeois, das Produkt der Bourgeoisifizierung, auf irgendeine Weise den vom Proletarier, dem Produkt der Proletarisierung, geschaffenen Mehrwert. Wenn es also nicht der Besitz oder die Kontrolle der Produktionsmittel ist, dann muß es noch etwas anderes geben, was der Bourgeois im Unterschied zum Proletarier kontrolliert.

An diesem Punkt muß darauf hingewiesen werden, daß sich vor nicht allzu langer Zeit ein weiterer Quasi-Begriff herausgebildet hat: der des »Humankapitals«. Und genau dies Humankapital besitzen die Angehörigen der neuen Bourgeoisie im Überfluß, während es den Proletariern daran mangelt. Wo aber erwerben die Bourgeois diese Art von Kapital? Die Antwort darauf ist bekannt: sie erwerben es in den pädagogischen Institutionen, deren vorrangige und von ihnen selbst verkündete Funktion darin besteht, die Leute zu Mitgliedern der neuen Mittelschicht(en) auszubilden, das heißt, sie zu jenen Spezialisten, Technikern und Leitern der privaten und öffentlichen Unternehmen zu machen, welche die grundlegenden wirtschaftlichen Bausteine unseres Systems bilden.

Produzieren die pädagogischen Institutionen in der Welt tatsächlich Humankapital? Mit anderen Worten, vermitteln sie den Individuen bestimmte hochwertige Qualifikationen, die in ökonomischer Hinsicht einen höheren Verdienst rechtfertigen? Man könnte vielleicht behaupten, daß die hochrangigsten Institutionen einer solchen Aufgabe nachkommen (und auch sie nur zum Teil), während der Rest eher mit anderen Funktionen betraut ist und sich der Sozialisierung, dem Babysitten und der Auswahl derjenigen, die später zur Mittelschicht gehören werden, widmet. Wie sieht dies Auswahlverfahren aus? Auch hier kennen wir die Antwort. Offensichtlich ist die Leistung insofern ein Kriterium,